Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Nachdem die Fachhochschule des Bundes in ihrer Schriftenreihe „Beiträge zur inneren Sicherheit“ den Band „Nachrichtendienstpsychologie 1“ (Nr. 21) herausgegeben hat, soll die Thematik fortgesetzt werden. Der Band 2 greift Anwendungsgebiete der Psychologie aus dem Aufgabenbereich der Nachrichtendienste heraus, so dass mit Hilfe psychologischer Ansätze und Modelle Erklärungen und neue Erkenntnisse geboten werden sollen. Diese Erkenntnisse sollen Anregungen und Hilfestellungen für diejenigen bieten, die mit entsprechenden Aufgabenstellungen beruflich betraut sind.

Dass dies – möglicherweise überraschend - in öffentlicher Form, d.h. für jeden interessierten Bürger nachlesbar, geschieht, hängt damit zusammen, dass auch die Nachrichtendienste in der Bundesrepublik Deutschland an rechtsstaatliche Normen gebunden sind und gegenüber einer interessierten Öffentlichkeit nichts zu verheimlichen haben. Der Einsatz auch wissenschaftlicher Erkenntnisse bei den Nachrichtendiensten findet ausschließlich in diesem rechtlichen Rahmen statt. Hinsichtlich dieser beiden Komplexe - nachrichtendienstliche Arbeit einerseits und Psychologie andererseits - , ist ein gewisses Maß an Transparenz also nicht nur wünschenswert, sondern, weil die Begriffe „Nachrichtendienst“ und „Psychologie“ diesbezüglich gegenteilige Assoziationen wecken könnten, geradezu notwendig.

Der Schwerpunkt dieses Bandes liegt nicht nur auf der Erklärung bestimmter Vorgänge, für die die Psychologie im alltäglichen Leben bereits entsprechende Forschungsergebnisse präsentieren kann, sondern noch eher auf der Frage, inwieweit diese Erkenntnisse auf die typischen nachrichtendienstlichen Aufgabenstellungen angewandt werden können. Ziel ist die wissenschaftlich untermauerte Wissensvermittlung innerhalb der nachrichtendienstlichen Arbeit.

So beschäftigt sich der erste Beitrag mit einem vergleichsweise großen Komplex der nachrichtendienstlichen Aufgaben-

stellung, der **Auswertung von Informationen**. Verbindet man bislang mit dem Begriff Psychologie die Vorstellung, diese sei nur oder überwiegend im operativen Bereich anzutreffen, so zeigt der Beitrag auf, dass Psychologie auch bei der Informationsverarbeitung eine wesentliche Rolle spielt.

Der zweite Beitrag greift die **operative Arbeit** eines Nachrichtendienstes auf und knüpft an die Ermittlung und Befragung an. Hier wird ein weiteres Instrument vorgestellt, mit dessen Hilfe Arbeitsergebnisse verbessert werden können: das narrative Interview.

Brühl, Dezember 2003 Siegfried Schwan

Psychologische Grundlagen der nachrichtendienstlichen Auswertung

Zusammenfassung

Der Aufsatz definiert ein vergleichsweise neues Anwendungsfeld der Psychologie. Psychologische Erkenntnisse sollen auf den Informationsverarbeitungsprozess, der während der nachrichtendienstlichen Informationsauswertung abläuft, übertragen werden. Ziel dieser Anwendungsübertragung ist es, aus den Problemen, die psychologische Erkenntnisse zutage gefördert haben, Konsequenzen für die Informationsverarbeitungsprozesse in den Nachrichtendiensten zu ziehen und damit die Arbeitsergebnisse zu verbessern. Ansätze, psychologische Erkenntnisse auf dieses Spezialgebiet anzuwenden, sind bislang nur rudimentär vorhanden. Der Aufsatz versucht eine systematische Strukturierung und zeigt Parallelen auf, die zwischen einer individuellen Informationsverarbeitung im Alltag (und damit traditioneller Forschungsgegenstand der Psychologie) und einer nachrichtendienstlichen Informationsverarbeitung (und damit neuer Forschungsgegenstand der Psychologie) bestehen.

1. Einleitung

Die Auswertung in einem Nachrichtendienst hat die Aufgabe, ein zutreffendes und aktuelles Lagebild bezüglich eines bestimmten Aufklärungsgegenstandes zu erarbeiten und dieses Lagebild politischen Entscheidungsträgern zur Verfügung zu stellen. Die politischen Entscheidungsträger benötigen Informationen, um ggf. Gegenmaßnahmen einleiten und durchführen zu können; zumindest müssen sie sich auf die neue Situation einstellen und angemessen handeln. Der Auswertung kommt dabei eine vermittelnde Bedeutung zu: sie erhält von ihrer Nachrichtenbasis (offene oder auch nachrichtendienstliche Informationskanäle) eine Vielzahl von Informationen. Diese Informationen müssen aufbereitet und verarbeitet werden, da die bloße Weitergabe von Rohdaten für die politische Leitungsebene völlig unbefriedigend und auch nicht aussagekräftig wäre. Während dieses Verarbeitungsvorganges können eine Reihe von Problemen auftreten. So stellen zum Beispiel die Menge der Informationen, die Unterschiedlichkeit in der Qualität und der Wahrheitsgehalt der Informationen die Auswertung vor enorme Hindernisse. Gleichwohl muss die Auswertung aus diesen qualitativ und quantitativ unterschiedlichen Informationen, die zum Teil unvollständig und teilweise auch widersprechend sein können, ein sinnvolles und zutreffendes Lagebild, das den Anforderungen der politischen Leitungsebene Genüge leisten muss, erstellen.

Da die Psychologie sich mit der Erklärung und Vorhersage menschlichen Verhaltens und Erlebens beschäftigt, liegt es nahe, diese psychischen Vorgänge, die sich während der Auswertung abspielen, zu untersuchen. Und zwar gleich aus zwei Gründen: Zum einen, weil die Auswertung in einem Nachrichtendienst diese vermittelnde Funktion inne hat, nämlich Meldungen aus der Nachrichtenbasis heraus so zu **verarbeiten**, dass daraus das für die politische Leitungsebene hinreichend präzise Lagebild entsteht und zum anderen, weil es **Menschen** sind, die die Informationen auswerten und verarbeiten. Und da jeder Mensch psychischen Prozessen unter-

liegt, ist es naheliegend, diese Prozesse während des Auswertungsvorganges zu beleuchten. Denn diese psychischen Prozesse können auf die Erstellung des Lagebildes ganz erheblichen Einfluss bekommen. Dieser Einfluss kann dabei soweit gehen, dass ein **entstelltes** Lagebild herauskommt und/oder daraus falsche Schlüsse gezogen werden. Um dies zu vermeiden, macht es Sinn, sich diese psychischen Prozesse und auch diejenigen Vorgänge, die das Umfeld eines Auswerters während dieses Vorganges ausmachen, bewusst zu machen.

Daher wird folgende Definition eingeführt: All diejenigen psychischen Prozesse, die bei der Sammlung, Bewertung, Analyse, Zusammenfassung und Weitergabe von Informationen eine Rolle spielen, einschließlich solcher Umgebungsfaktoren, die auf die psychischen Prozesse Auswirkungen haben und somit das Ergebnis der Arbeit beeinflussen, machen den Gegenstand einer Psychologie der nachrichtendienstlichen Informationsauswertung aus. Diese Psychologie der nachrichtendienstlichen Auswertung bezieht sich mithin auf ein relativ kleines Anwendungsgebiet. Andere Anwendungsgebiete der Psychologie sind weitaus größer, wie zum Beispiel das Anwendungsgebiet Betriebspsychologie. Dieser Umstand macht die Anwendung in diesem kleinen Teilgebiet nicht leichter. Gleichwohl soll die Psychologie in diesem Anwendungsgebiet dazu beitragen, Probleme, die während des Auswertungsvorganges auftreten können, zu vermeiden oder zu lösen. Denn das Wissen um solche psychischen Prozesse soll, wie in jedem Anwendungsgebiet der Psychologie, helfen, prozesshafte Abläufe im Interesse aller zu verbessern und Fehlerquellen auszuschalten, zumindest aber zu reduzieren und vielleicht zu minimieren.

Dieser Untersuchungsgegenstand ist im deutschsprachigen Raum bislang nahezu völlig ausgeblendet worden; bei den us-amerikanischen Diensten liegen erste zaghafte, leider aber unwissenschaftliche Versuche vor (vgl. Heuer).

Folgende Themen, für die sich die Psychologie im Rahmen ihres Untersuchungsgegenstandes - menschliches Verhalten und Erleben zu erklären - interessiert, können dabei für das

Anwendungsgebiet Psychologie der nachrichtendienstlichen Auswertung bedeutsam werden:

1. Wahrnehmungs-, Bewusstseins- und Bewertungsprozesse
2. Motivation/Arbeitszufriedenheit
3. Lern- und Entwicklungsprozesse
4. Kommunikative Vorgänge
5. Arbeitsplanung und –durchführung
6. Ökologische Aspekte

Dies ist **keine** abschließende Aufzählung dessen, welche psychologischen Themen während der Arbeit eines Auswerters in einem Nachrichtendienst relevant werden können. Es handelt sich vielmehr um eine einführende Auflistung, um für Verständnis einer nachrichtendienstlichen Auswertungspsychologie zu werben.

Der folgende Aufsatz fußt nun auf folgendem Grundprinzip: zunächst werden aus den vorstehend sechs genannten Teilbereichen der Psychologie jeweils grundlegende Erkenntnisse im allgemeinen dargestellt. In einem jeweils folgenden Teil sollen diese Erkenntnisse auf die Arbeit einer nachrichtendienstlichen Auswertung übertragen und Anwendungsmöglichkeiten aufgezeigt werden. Häufig können dabei auch nur Thesen aufgestellt werden, weil entsprechende empirische Untersuchungen zu diesem besonderen Anwendungsfeld von Psychologie nahezu völlig fehlen.

2. Wahrnehmungs-, Bewusstseins- und Bewertungsprozesse

Bei der Frage, was den Auswerter bei der Erstellung seines Lagebildes bereits positiv oder negativ beeinflussen kann, spielen komplexe Vorgänge der Wahrnehmung eine grundlegende Rolle. Dazu kann man sich den Menschen - und damit den Auswerter in einem Nachrichtendienst - als einen

Teil eines Systems vorstellen, das Informationen aufnimmt, verarbeitet und weitergibt (Input - Verarbeitung - Output). Genau dies geschieht auch bei einem Menschen, der mit seiner Umwelt in Beziehung steht. Er nimmt Informationen aus der Umwelt heraus auf. Diesen Umstand bezeichnet man als Reiz. Die bewusste Aufnahme eines solchen Reizes mit anschließenden komplexen innerem Verarbeitungsprozess bezeichnet man als Wahrnehmung.

Wahrnehmung dient also zunächst dazu, Informationen aus der umgebenden Umwelt aufzunehmen. Diese Informationsaufnahme unterliegt gewissen Eigenheiten, die zum weiteren Verständnis näher betrachten werden.

Dies beginnt mit der nicht unbedingt aufregenden Tatsache, dass Wahrnehmung immer durch Selektion gekennzeichnet ist. Der Mensch kann nur einen Teil der Umweltreize erfassen. So ist zum Beispiel die visuelle Wahrnehmung beschränkt auf den Teil des Spektrums, den der Mensch mit seinen optischen Sinnesorganen erfassen kann. Ein viel größeres Lichtspektrum entzieht sich der menschlichen Wahrnehmung, zum Beispiel ultraviolettes Licht. So ähnlich verhält es sich auch mit der akustischen Wahrnehmung und auch mit allen anderen menschlichen Wahrnehmungsformen. Andere Lebewesen verfügen zum Beispiel über völlig andere Sinneswahrnehmungsmöglichkeiten. Haie etwa können elektrische Felder messen. Somit kann der menschliche Wahrnehmungsapparat nur einen äußerst kleinen Ausschnitt aus der Umwelt mit Hilfe der Sinnesorgane erfassen. Die Psychologie nennt dies das Rezeptorsystem des Menschen. In einem späteren Kapitel über das Denken wird gezeigt, dass dies Auswirkungen auf unsere Informationsverarbeitung hat.

Darüber hinaus gibt es weitere Besonderheiten der Wahrnehmung. So ist die menschliche Wahrnehmung in bestimmter Weise gebahnt. Der Mensch kann nur eingeschränkt selbst bestimmen, wie er etwas wahrnimmt; der Wahrnehmungsapparat erledigt dies weitgehend eigenmächtig. Eines dieser Strukturelemente ist die Gruppierungstendenz. Einzelne Reize werden bereits bei der Wahrnehmung strukturiert und

geordnet, so als wolle der menschliche Verstand neue Einheiten bilden, um das Wahrgenommene „wiederzuerkennen“. Dazu folgendes vereinfachendes Beispiel:

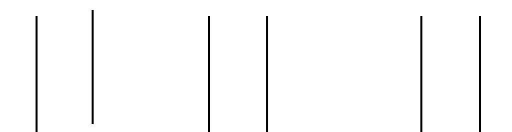


Abbildung 1: Parallel verlaufende senkrechte Striche aus: Legewie/Ehlers, S. 89

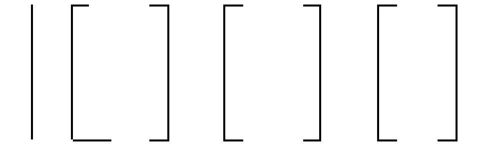


Abbildung 2: Parallel verlaufende senkrechte Striche mit Haken aus: Legewie/Ehlers S. 89

Die Haken in Abbildung 2 lassen die Wahrnehmung nach einem anderen Erkennungsprinzip als in Abbildung 1 ablaufen. Die in der Abbildung 1 nah beieinander liegenden senkrechten Striche werden nunmehr nach dem Umstand der Haken geordnet: ganz offensichtlich gehören die zueinander liegenden Hakenpaare zusammen. Der Umstand, dass die parallelen Striche in Abbildung 1 eng beieinander liegen und damit offensichtlich irgendwie „zusammengehören“, tritt bei Abbildung 2 in den Hintergrund. Das Gehirn ist offenbar der Auffassung, dass Haken in diesem Fall einen stärkeren Zusammengehörigkeitseffekt bilden als die bloße Nähe der senkrechten Striche. Dieser Effekt ist nicht zufällig. Die menschliche Wahrnehmung ist das Ergebnis eines Evolutionsprozes-

ses. Die bloße Nähe ist bei Hinzutreten anderer Faktoren nicht mehr entscheidend für Gruppenbildung. In diesem Fall erwecken Haken im menschlichen Gehirn den Anschein, das höherwertigere Kriterium für Gruppenzugehörigkeit zu sein als das Kriterium Nähe.

Ein weiterer Umstand, der menschliche Wahrnehmung beeinflusst, ist die Wahrnehmungskonstanz. Dazu folgendes Foto:



Abbildung 3.: aus: Legewie/Ehlers, S. 93.

Der Wahrnehmungspsychologe Ames hat dieses Zimmer konstruiert und drei Personen darin aufgestellt. Die Wahrnehmungskonstanz führt nun dazu, dass man drei verschieden große Personen sieht. Offenbar handelt es sich um einen kleinen, beinahe zwergwüchsigen, einen normal großen und einen übergroßen Mann. Tatsächlich aber sind alle drei Personen in etwa gleich groß. Das Zimmer weist einige Besonderheiten auf, die aber den Erfahrungen, die man gemeinhin von Zimmern gemacht hat, widersprechen. Das Zimmer ist

perspektivisch konstruiert, d.h. die hintere linke Ecke, dort wo der kleine Mann steht, ist in Wirklichkeit sechs Meter vom Betrachter entfernt, während die rechte Ecke, dort wo der große Mann steht, nur zwei Meter.

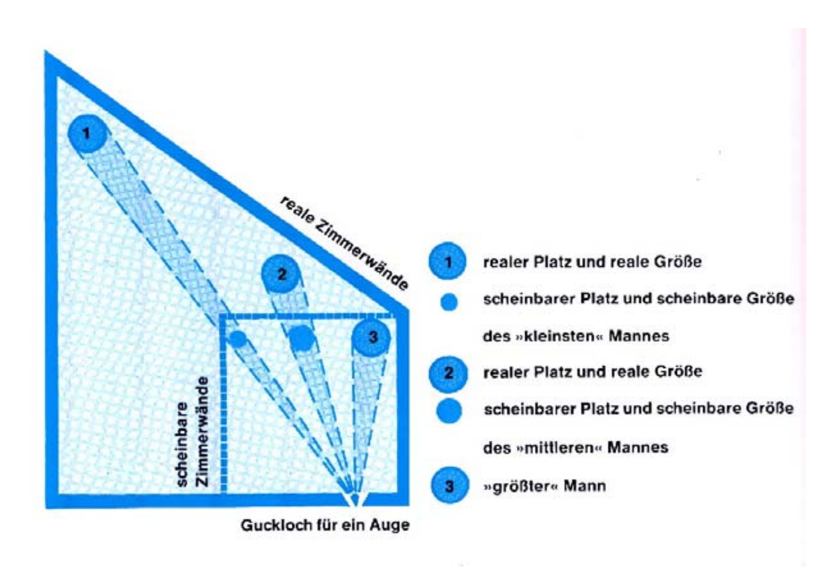


Abbildung 4: aus: Legewie/Ehlers. S. 94)

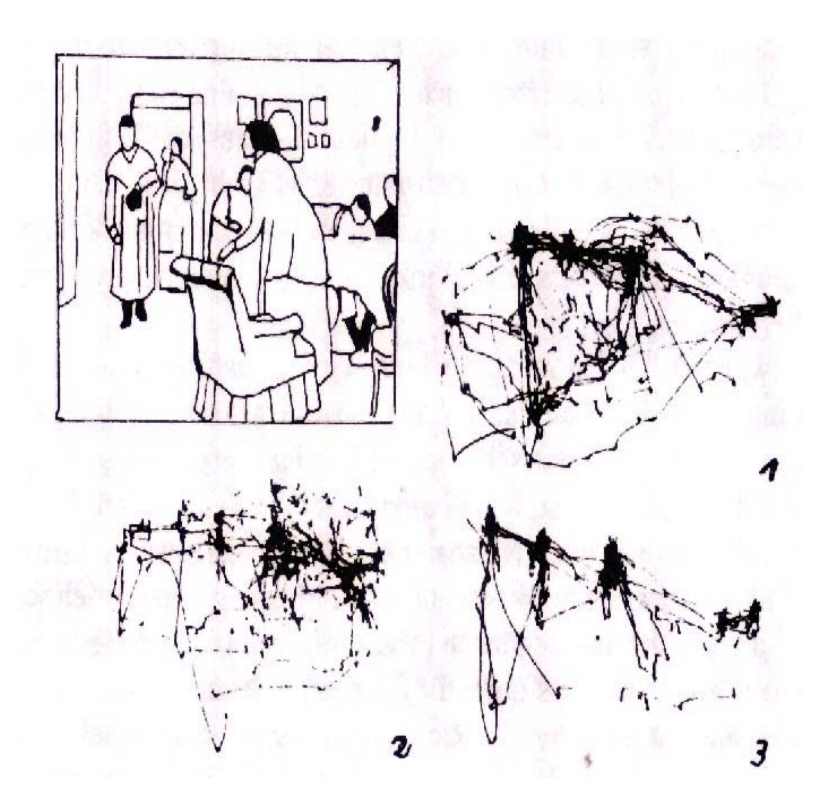
Die Wahrnehmungskonstanz löst nun diesen auf den ersten Blick auftretenden Widerspruch dadurch, dass diejenige Variable vom Wahrnehmungsapparat verändert und angepasst wird, die sich am ehesten hierfür eignet. Dies ist die Größe von Menschen. Menschen sind nun einmal unterschiedlich groß und daher kann während der Wahrnehmung diese Variable verändert werden. Denn ein Zimmer, das in Wirklichkeit nicht rechteckig ist, kennt man nicht. Ames hat sogar noch etwas nachgeholfen: Der Boden des Zimmers steigt von der hinteren linke Ecke in Richtung rechte Ecke deutlich an, das heißt, es ist kein ebener Boden. Wenn man die Abbildung 3 genau betrachtet, wird man sehen, dass der kleine Mann etwas schief steht. Konstanz bedeutet, dass Wahrnehmungen nach Vorerfahrungen erfolgen. Man nimmt das **nicht**

wahr, was nicht sein kann. Dieser Umstand lässt sich sogar durch neuere Gehirnforschungen belegen. Im menschlichen Gehirn arbeiten Zellen, die durch sogenannte synaptische Schaltungen mit einander verbunden sind, d.h. Gehirnzellen können über neuronale Netze miteinander kommunizieren. Eine Gehirnzelle, ein sogenanntes Neuron, sendet einen Impuls an ein anderes Neuron. Nun lässt sich feststellen, dass beim Reiz durch ein bestimmtes vorgegebenes Muster, also zum Beispiel eine bestimmte optische Reizung, immer nur bestimmte Neuronen miteinander Impulse tauschen und - was noch wichtiger ist – die beteiligten Neuronen sich daran gewöhnen. Dies führt dazu, dass die Reizschwelle, bevor es zu einem Impuls kommt, herabgesetzt wird. D.h., immer wenn ein bestimmtes Reizmuster auftritt, das einem oder mehreren früheren Reizmustern entspricht, lernt dieser, und zwar genau dieser, Neuronalverbund, miteinander zu kommunizieren und Impulse weiterzuleiten. Dieser Neuronalverbund ist von nun an geschult. Und je häufiger der gleiche Ausgangsimpuls auf das menschliche Gehirn trifft, desto stärker wird der Neuronalverbund; er lernt. Dieser entstandene Verbund kann nun seinerseits zum Bestandteil eines größeren Neuronalverbundes werden.

Nun ist spätestens an dieser Stelle die Frage zu stellen, was das alles mit der Auswertungstätigkeit in einem Nachrichtendienst zu tun hat. Auch der Auswerter in einem Nachrichtendienst stellt ein informationsverarbeitendes System dar. Der Auswerter unterliegt also zunächst auf Mikroebene denselben Bedingungen wie jeder Mensch bei seiner Wahrnehmung. Darüber hinaus ist der Auswerter auch auf Makroebene tätig, wenn er sein Lagebild als das Ergebnis von der Aufnahme und Verarbeitung von Einzelinformationen erstellt. Es liegt daher die Vermutung nahe, dass die wahrnehmungstheoretischen Überlegungen auf der Mikroebene Auswirkungen auf die Erstellung des Lagebildes auf Makroebene haben. Auch in der Auswertung als Organisationseinheit existiert eine Art „neuronales Netz“. Auch hier gibt es eingeübte Reaktionsmuster, die reflexartig bestimmte Handlungsweisen in der Auswertung auslösen. Dabei besteht auch hier die Ge-

fahr, dass dieses Netz bereits so verschaltet ist, dass neue Vorgänge, neue Entwicklungen, neue Trends usw. gar nicht mehr oder nur schwer wahrgenommen werden. Natürlich gilt auch für jeden Menschen, dass das Vorhandensein von neuronalen Netzen nicht automatisch bedeutet, dass man nichts mehr dazu lernen kann. Jeder Mensch ist in seinem Leben auch offen für neue Dinge. Nur muss diese Bereitschaft für neue Erfahrungen auch vorhanden sein. Dies können Vorgänge und Ereignisse sein, die außerhalb des bisherigen Erfahrungsbereiches liegen. Das hat zur Folge, dass sich ein nachrichtendienstlicher Auswerter immer wieder die Frage stellen muss, ob seine Schlussfolgerungen, die er aus dem vorhandenen Material zieht, auch zutreffend sind oder ob das Material nicht andere Möglichkeiten der sinnhaften Zusammenstellung, oder psychologisch ausgedrückt, der „Gruppierung/Strukturierung", bieten. Die Auswertung darf sich von bloßen „Haken", die auf den ersten Blick auf eine „Gruppierung" hinweisen, eben nicht in die Irre führen lassen. Dies berührt bereits Fragen des Lernens, auf die in einem späteren Abschnitt noch einmal zurück zu kommen sein wird.

Ein weiteres Problem ergibt sich aus folgenden psychologischen Experiment: Versuchspersonen wurden gebeten, ein Bild zu betrachten. Das Bild zeigt einen Wohnraum, in dem sich mehrere Personen aufhalten. Bei dem Experiment werden nun die Augenbewegungen der Versuchspersonen registriert, die diese machen, wenn sie über das Bild schauen. Auf der nachstehenden Abbildung ist zu sehen, welche Augenbewegungen die Versuchspersonen vornahmen, wenn sie jeweils aufgefordert wurden, bestimmte Teilfragen aus dem Bild heraus zu beantworten.



Instruktionsbedingungen:
(1) **freie Exploration,**
(2) **Beurteilung der materiellen Verhältnisse der Familie,**
(3) **Beurteilung des Alters der abgebildeten Personen,**

Abbildung 5: Verlauf und Zentrierung der Augenbewegungen in Abhängigkeit von der Aufgabenstellung, zit. nach Kriz, u.a. S. 30

So ist zum Beispiel festzustellen, dass hinsichtlich der Frage, wie die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Familie einzuschätzen seien, die Versuchspersonen sich auf bestimmte Bereiche des Bildes konzentrieren, um diese Frage beantworten zu können. Das bedeutet, das die Aufforderung, bestimmte Teilausschnitte aus einem Bild zu beurteilen, die Versuchsper-

sonen dazu veranlasst, sich auf ein Vorraster zu stützen und sich auf diejenigen Teile des Bildes zu konzentrieren, die nach ihrer Meinung geeignet sind, die Frage nach den wirtschaftlichen Verhältnissen zu beantworten. Dies bedeutet zweierlei: zum einen werden bestimmte Teile des Bildes von vorne herein aus der Betrachtung ausgeblendet. Sie erscheinen nicht relevant. Zum anderen impliziert diese Betrachtungsweise, dass das Vorraster der Versuchspersonen auch tatsächlich geeignet sein muss, die Frage nach den wirtschaftlichen Verhältnissen zu beurteilen. Vielleicht richten die Versuchspersonen dabei ihr Interesse auf solche Gegenstände des Bildes, die gar nicht geeignet sind; sie prüfen die Frage anhand falscher Kriterien. Vielleicht unterschlagen die Versuchspersonen dafür andere Gegenstände, die die Frage viel besser beantworten könnten. Auch hier spielen wieder Vorerfahrungen eine große Rolle. Man beurteilt die wirtschaftlichen Verhältnisse nach solchen Gesichtspunkten wie Kleidung der Personen, Einrichtungsgegenstände und anderes mehr.

Genau dies berührt ein Grundproblem in der nachrichtendienstlichen Auswertung: Soll ein Auswerter verdachtsgeleitete Auswertung betreiben und demzufolge seine Informationen unter diesem Aspekt beschaffen, oder soll er ohne Vorverdacht arbeiten, erst einmal alles sammeln und dann seine Schlussfolgerungen ziehen? Im ersten Fall besteht die Gefahr, dass die Auswertung auch nur solche Informationen beizieht und berücksichtigt, die ihr vorgefertigtes Bild nur bestätigen. Andere Informationen, die diesem Bild widersprechen könnten, werden entweder ausgeblendet oder relativiert. Im zweiten Fall besteht die Gefahr, dass Informationen ziel- und planlos gesammelt werden und aufgrund besonderer Umstände, wie zum Beispiel der Menge des Materials, überhaupt kein sinnvolles und gewichtetes Lagebild zustande kommt. Es muss im Rahmen einer nachrichtendienstlichen Auswertung sichergestellt werden, dass - im ersten Fall - die Auswahlkriterien richtig und geeignet sind, die Frage des Anfangsverdachts zu bestätigen oder zu widerlegen. Im zweiten Fall muss gewährleistet sein, dass bei der Betrachtung des

Gesamtbildes nicht die wesentlichen Dinge aus den Augen verloren gehen. Es müssen Kriterien entwickelt werden, die die nebensächlichen von den hauptsächlichen Elementen verlässlich unterscheiden.

Daneben erschweren noch weitere Umstände, dass der Auswerter sich ein „objektives“ Bild von seinem Aufklärungsgegenstand machen kann. Diese Phänomene sind in der Psychologie als Wahrnehmungsfehler bekannt. An dieser Stelle sollen nur drei solcher Wahrnehmungsfehler näher erläutert werden.

Wahrnehmungsfehler phänomenale Kausalität:

Dieser Wahrnehmungsfehler beinhaltet im wesentlichen, dass Vorgänge, die zeitlich nacheinander ablaufen, von einem Betrachter in einem kausalen Zusammenhang stehend aufgefasst werden, obwohl in Wirklichkeit keine Ursache-Wirkungsbeziehung gegeben ist. Beispiel: In einem kleinen Zeichentrickfilm erhalten Versuchspersonen einen Klotz gezeigt, der in einer Art Röhre nach unten saust. Der Klotz trifft auf einen anderen Klotz, der sich bisher in Ruhestellung befand. Nach dem „Aufprall“ bleibt der erste Klotz stehen, der zweite Klotz setzt sich in Bewegung und rast weiter nach unten.

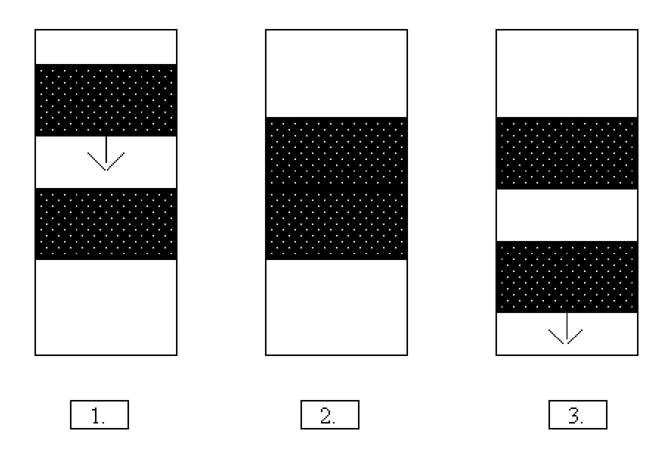


Abbildung 6: Fortschiebeversuch (zit. nach Lück/Rippe/Timaeus, S. 103 f)

Die Versuchspersonen berichten nun davon, dass der erste Klotz den zweiten angestoßen hat, ihn nach unten schiebt. Sie nehmen also eine kausale Abfolge wahr. Diese kausale Abfolge ist in Wirklichkeit aber gar nicht gegeben. Vielleicht setzt sich der zweite Klotz zufälligerweise nur in Bewegung, und zwar gerade zu dem Zeitpunkt, als der erste Klotz an dieser Stelle anhält. Eine genaue Rekonstruktion wäre zum Beispiel nur möglich, wenn man die Filmszene in Zeitlupe betrachten könnte. Dann würde man vielleicht sehen, dass der erste Klotz den zweiten überhaupt nicht berührt, dass der zweite Klotz sich in Bewegung setzt, bevor er von dem ersten überhaupt berührt wird. Dieses Phänomen der scheinbaren Kausalität ist vielfach untersucht worden; es handelt sich um ein gängiges Erklärungsmuster, mit dem Ereignisse in ein plausibles Schema gebracht und damit erklärbar werden. Nichts ist unerträglicher als ein nicht erklärbarer Vorgang. Präzisere Informationen, die das Geschehen erklären könnten. werden auch nicht mehr herangezogen, weil die Situation sich **so** erklären lässt, das genügt. Genaueres Hinschauen ist nicht mehr

erforderlich, obendrein zu aufwändig. Es kann sich nur so und nicht anders abgespielt haben.

Wahrnehmungsfehler zentrale Eigenschaften

Bestimmte Eigenschaften eines Vorganges oder einer Person werden in den Mittelpunkt gestellt und erhalten ein ganz besonderes Gewicht beigemessen, eine ganz besondere Bedeutung unterlegt. So erhielten Versuchspersonen Fotos von Personen vorgelegt, die sie anhand von vorgegebenen Charaktereigenschaften, wie zum Beispiel aufgeschlossen, intelligent, sanftmütig usw., beurteilen sollten. Unabhängig vom Aussehen der Personen stellte sich dabei heraus, dass solche Personen als insgesamt sympathischer empfunden wurden, die die Eigenschaft „warmherzig" zugesprochen bekamen. Warmherzigkeit konnte dabei sogar andere negative Eigenschaften z.T. wieder aufheben; eine warmherzige Person wurde insgesamt als deutlich sympathischer bewertet als eine andere Person, die die Eigenschaft „kaltherzig" zugewiesen bekommen hatte. Und dies war auch dann der Fall, wenn diese Person eine Reihe von anderen positiven Eigenschaften zugesprochen bekommen hatte. Der Umstand, dass die Person kaltherzig sei, genügte, um ihr ein negatives Gesamtimage zuzusprechen. Eine solche zentrale Eigenschaft nimmt einen so breiten Raum in der Beurteilung eines Menschen ein, dass andere Eigenschaften in den Hintergrund treten und sogar völlig vernachlässigt werden können. Diese zentralen Eigenschaften können auch bei Sachverhalten beobachtet werden.

Wahrnehmungsfehler Konformitätsdruck

Versuchspersonen wurden gebeten, in einem völlig abgedunkelten Raum einen Lichtreiz hinsichtlich seiner Bewegung zu bewerten. Der Lichtpunkt bewegte sich in Wirklichkeit überhaupt nicht, für Versuchspersonen ergibt sich aber eine Bewegung, die mit den natürlichen Augenbewegungen eines jeden Menschen zu erklären ist. Die Versuchspersonen nahmen die Bewertungen zunächst allein vor, die vermeintlichen Bewegungen, die die Versuchspersonen in cm ange-

ben sollten, wurden festgehalten. Anschließend fanden die Versuche mit mehreren Personen in einer Gruppe statt. Bis auf eine „naive" Versuchsperson wurden die anderen Versuchspersonen von den Versuchsleitern instruiert. Die Personen in den Kleingruppen sollten nunmehr eine Beurteilung über die Bewegungen des Lichtpunktes als Gruppenleistung abgeben. Die instruierten Gruppenmitglieder behaupteten nun eine wesentlich größere Bewegung als zuvor in den Einzelversuchen. Zunächst schätzten die „naiven" Versuchsteilnehmer die Stärke der Bewegung der Lichtpunkte wie in den Einzelversuchen. Aber im weiteren Verlauf des Versuches schlossen sich die naiven Versuchspersonen den übrigen Gruppenmitgliedern an und gaben eine größere Bewegung des Lichtpunktes zu. Die instruierten Versuchspersonen waren angewiesen worden, deutlich stärkere Bewegungen der Lichtpunkte anzugeben als sie in Wirklichkeit festgestellt zu haben meinten.

Auch diese Vorgänge können während der Arbeit eines Auswerters bedeutsam werden. Gruppen- und Konformitätsdruck beispielsweise kann so stark werden, dass Informationen der Gruppenerwartung gemäß gedeutet werden. Obwohl eigene Bewertungen ein solches Ergebnis nicht hergeben, werden Informationen uminterpretiert, bis das erwünschte Ergebnis zustande kommt. Die Auswertung sieht sich insbesondere dann solchen möglichen Fehlern ausgesetzt, wenn es darum geht, Berichte an die politische Leitungsebene zu verfassen. Der Erwartungsdruck seitens der politischen Leitungsebene und/oder der eigenen Vorgesetzten innerhalb des Dienstes können bestimmte Interpretationen des vorhandenen Informationsmaterials erzeugen, die den Erwartungen entsprechen. Ein mögliches Beispiel hierfür dürfte die Bewertung der Informationen gewesen sein, die den us-amerikanischen und britischen Diensten hinsichtlich des Massenvernichtungspotentials des Irak vorlag. Erst die Zusammensetzung der Einzelinformationen zu dem erwünschten Gesamtbild, Massenvernichtungsprogramm des Irak, verliehen den Einzelinformationen ein Sinngefüge. Dabei baut sich der Konformitätsdruck kontinuierlich weiter auf. Immer

mehr involvierte Personen glauben an das Massenvernichtungsprogramm des Irak.

Auch dieses Phänomen ist in der Sozialpsychologie nicht unbekannt. Hier kommen Verhaltensweisen zum tragen, die unter der Bezeichnung soziale Erwünschtheit (social desirability) erforscht werden. Diese soziale Erwünschtheit bezieht sich auf solche Situationen, in der eine Person nicht ihre eigene Auffassung gelten lässt, sondern ihre Meinung oder Bewertung nach sozialen Normen ausrichtet, die die Person meint erfüllen zu müssen. Insbesondere in der psychologischen Methodenforschung ist dieses Thema immer wieder untersucht worden. Die Versuchspersonen berichten nicht darüber, was sie sehen, sondern dass, wovon sie glauben, das der Versuchsleiter es von ihnen hören möchte.

Neben diesen hier aufgeführten Bedingungen der menschlichen Wahrnehmung gibt es eine Reihe von weiteren wissenschaftlichen Erkenntnissen zu diesem Thema (vgl. z.B. Dulisch), deren Anwendung auf den nachrichtendienstlichen Informationsverarbeitungsprozess in weiterführenden Untersuchungen lohnenswert erscheint.

Man sieht aber schon jetzt, dass Wahrnehmung ein äußerst komplizierter Vorgang ist, der mit einer ganzen Reihe von Fallstricken verbunden ist. Man könnte beinahe schon glauben, dass man sich auf seine Wahrnehmung überhaupt nicht mehr verlassen kann. Dies ist selbstverständlich nicht gemeint. Aber sich über die Bedingungen und Einschränkungen der Wahrnehmung bewusst zu werden, dies soll zu einer kritischeren Wahrnehmung und damit zu einer kritischeren Auswertung führen.

Der Vorgang der Wahrnehmung soll an einem einfachen Modell erklärt werden. Wahrnehmen und Auswerten sind zunächst zwei verschiedene menschliche Tätigkeiten, die aber in einer Affinität zueinander stehen: Informationen werden aus einer schier unvorstellbaren Menge von strukturierten und unstrukturierten, geordneten und ungeordneten, sinnvollen und unsinnigen Einzelinformationen aufgenommen, wobei es sich noch nicht einmal um alle denkbaren Einzelinformatio-

nen handelt. Diese unvollständigen Einzelinformationen müssen ein Verarbeitungssystem durchlaufen, bevor sie irgendwann im menschlichen Verarbeitungssystem ankommen und als Grundlage für weitere Entscheidungen und/oder Handlungen herangezogen werden.

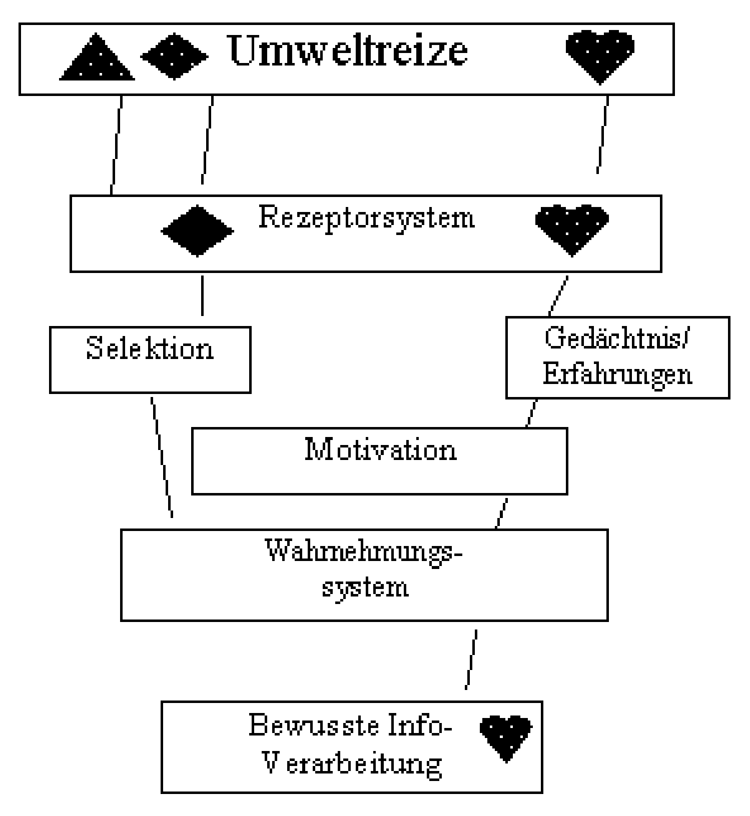


Abbildung 7: vereinfachtes Modell der bewussten Informationsverarbeitung nach Legewie/Ehlers S. 120

In diesem Beispiel bietet die Umwelt drei Objekte (Reize) zur Wahrnehmung an: ein Herz, ein Dreieck und eine Raute. Diese drei Objekte müssen erst das Rezeptorsystem (Licht in einem solchen Spektralbereich, das für menschliche Augen er-

fassbar ist, akustische Laute, die nicht jenseits der menschlichen Hörschwelle liegen usw) durchlaufen. Dann bestimmen weitere Selektionsvorgänge die Wahrnehmung, wie zum Beispiel die augenblickliche Motivationslage und das Gedächtnis bzw. Vorerfahrungen. Erst jetzt erreichen die dargebotenen Objekte das eigentliche Wahrnehmungssystem des Menschen. Solche Faktoren, die die bewusste Wahrnehmung beeinflussen, sind zum Beispiel Konzentration auf das dargebotene Objekt, augenblickliches Interesse an diesem Objekt und auch situative Umstände. Im Ergebnis kommt nur eines der dargebotenen drei Objekte im Bewusstseinssystem an: in diesem Beispiel das Herz. Die anderen beiden Objekte gehen irgendwo auf diesem schwierigen Weg zum Bewusstsein verloren, d.h. sie existieren für das Wahrnehmungssystem überhaupt nicht, obwohl sie in der Umwelt objektiv vorhanden sind.

Ein weiterer großer Komplex, der die Arbeit eines Auswerters beeinflussen kann, ist der Bewusstseinsprozess. Der Bewusstseinsprozess hat etwas mit der aktiven Seite der Wahrnehmung zu tun, nämlich die Aufmerksamkeitssteuerung. Nur im Wachzustand, im Unterschied zu anderen Bewusstseinszuständen, wie zum Beispiel Schlaf, sind Aufmerksamkeitssteuerungen des Menschen möglich. Die Aufmerksamkeit auf etwas richten, ist ein Vorgang, den man kennt. Wenn Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Szene gerichtet wird, so bedeutet das, dass alle Sinne auf diese Szene fixiert sind, zum Beispiel weil man nur dann etwas in Erfahrung bringen kann, was man unter normalen Aufmerksamkeitsleistungen nicht bewusst erlebt hätte. Die Psychologie nennt dies den Aktivationsgrad. Dieser Aktivationsgrad lässt sich innerhalb gewisser Grenzen steuern. Er sollte sich aber in einem Bereich bewegen, den man als Optimum der Aufmerksamkeit bezeichnen kann. Denn es gibt Umstände, die diesen Aktivationsgrad erheblich beeinträchtigen können. So kann zum Beispiel starke Erregung die Wahrnehmungsleistung deutlich verschlechtern. Ein unsicherer älterer Autofahrer, der eine ihm völlig unbekannte Autobahnstrecke fahren muss, nimmt Hinweisschilder auf den Zielort unter diesen Umständen gar nicht mehr wahr,

er ist viel zu aufgeregt. Diese Aufmerksamkeitsschwelle des Menschen stößt schnell an Grenzen. So haben Versuche gezeigt, dass nicht zu viele Einzelinformationen als Reiz dargeboten werden dürfen, um bewusst wahrgenommen zu werden. In einem Experiment erhielten Versuchspersonen eine unterschiedliche Zahl von Lichtpunkten nur ganz kurz dargeboten und sollten schätzen, wie viele Lichtpunkte es waren. Dabei sind die Schätzungen nur dann genau, wenn nicht mehr als sieben Lichtpunkte dargeboten wurden. Sobald die Zahl der Lichtpunkte darüber lag, wurden die Schätzungen der Versuchspersonen immer ungenauer.

Nun sind diese Wahrnehmungsschwellen nicht bei jedem Menschen gleich, auch hier gibt es individuelle Unterschiede. Trotz dieser Unterschiede haben Psychologen erforscht, welche Bedingungen eine Reizsituation mit sich bringen muss, um die Aufmerksamkeitsschwelle der meisten Menschen zu überschreiten. Es sind dies nach dem us-amerikanischen Psychologen Berlyne (zit. Nach Legewie/Ehlers, S. 116)

- psychophysische Eigenschaften, wie zum Beispiel Farbe, Kontrast, Bewegung, Wiederholung, Asymmetrie, Lage im Gesichtsfeld (bei optischen Reizen)
- Vergleichseigenschaften, dies meint die Tendenz, Reizsituationen mit früher erlebten Reizsituationen zu vergleichen. Dabei ist Neuigkeit ein Element, welches die Aufmerksamkeit eher anregt als alt bekanntes
- Komplexität, das bedeutet, dass Reize dann die Aufmerksamkeit erlangen, wenn sie nicht zu einfach, aber auch nicht zu kompliziert sind
- Bedürfnislage, d.h. die Motivlage des Reizempfängers ist mit bestimmend dafür, worauf sich die Aufmerksamkeit richtet. Ein hungriger Mensch achtet unbewusst auf Essbares in seiner Umwelt

Auch hier ergeben sich wieder Bezüge zu der Arbeit der Auswertung. Fragen der Aufmerksamkeit können ganz erhebliche Bedeutung und auch Folgen für die Lagebilder der Auswertung haben. Die Aufmerksamkeit kann allein dadurch

beeinträchtigt werden, dass Auswerter vom Arbeitsaufkommen überlastet sind. Die Vielzahl der Einzelinformationen lässt ein diffuses Etwas entstehen, in dem keine Konturen mehr erkennbar werden. Die Aufmerksamkeitsschwelle sinkt. Andererseits können Situationen eintreten, die im Zeichen vollster Anspannung stehen, zum Beispiel unter Termindruck abgearbeitet werden müssen und/oder ein besonderes Gefährdungspotential aufweisen, wie zum Beispiel terroristische Gefährdungslagen. In solchen Fällen können bedeutsame Einzelinformationen nicht mehr wahrgenommen werden und finden keine Beachtung, obwohl gerade diesen Einzelinformationen eine ganz erhebliche Bedeutung zukommt. Die Gewichtung der Einzelinformationen untereinander gerät dabei außer Kontrolle. Daher ist ein mittlerer Aktivationsgrad von Vorteil. Leider liegen diesbezüglich keine einschlägigen empirischen Untersuchungen im Bereich der Nachrichtendienste vor.

Nun sind nach diesem Wahrnehmungssystem bestimmte Vorgänge unserer willentlichen Steuerung entzogen, d.h., selbst wenn man gezielt das bewusste Wahrnehmungssystem darauf einstellen sollte, dass es da noch andere Dinge gibt als nur ein Herz (wie in dem o.g. Beispiel), so sind trotz allem diese angestrebten Bewusstseinerweiterungen nur begrenzt möglich: Einige dargebotene Umweltreize kann man trotz größter Anstrengung nicht erkennen, sie bleiben immer außen vor. Aber zum Teil haben solche größeren Blickwinkel tatsächlich zur Folge, dass mehr Informationen im Bewusstsein ankommen. Und je mehr Informationen zur Verarbeitung anstehen, desto breiter ist die Basis, auf der der Auswerter das Lagebild erstellen kann. Aber welches der Selektionssysteme lässt sich am besten trainieren und damit erweitern und verbessern? Das Rezeptorsystem entzieht sich diesem Versuch gänzlich: man kann trotz größter Anstrengung das akustisch empfangbare Reizverarbeitungssystem nicht wesentlich ausdehnen. Auch wenn man sich voll konzentriert, kann man dem Empfang von tiefen Tönen bestenfalls um ein/zwei Hertz verbessern. Im übrigen dürfte das Rezeptorsystem auch derjenige Teilbereich sein, der bei der bewussten Informations-

verarbeitung eines Auswerters den geringsten Stellenwert hat. Aber auch das Gedächtnissystem, also der Vergleich mit bereits erlebten Ereignissen, kann man nur beschränkt sensibilisieren. Am erfolgversprechendsten ist der Weg über das Motivationssystem. Man steigert die Aufmerksamkeit dadurch, dass die Motivation, bestimmte Dinge erkennen zu wollen, erhöht wird. In der Theorie hört sich dies sehr einfach an, in der Praxis ist dies natürlich sehr viel schwieriger umzusetzen.

Zunächst soll das Motivationssystem etwas intensiver besprochen werden, um zu verstehen, wie es funktioniert.

3. Motivation/Arbeitszufriedenheit

Zunächst einmal eine allgemeine Bemerkung zur Motivation und dessen Verständnis: Ein Mitarbeiter eines Nachrichtendienstes, der hoch motiviert ist, wird im Vergleich zu einem Mitarbeiter, der wenig motiviert ist, unter sonst gleichen Bedingungen ein besseres Lagebild erhalten. Warum? Motivation ist ein Begriff in der Psychologie, der einen komplexen Vorgang, der sich aus verschiedenen Einzelaspekten zusammensetzt, anschaulich machen soll. Mit Hilfe der Motivation wollen Psychologen erklären, warum ein Mensch in einer bestimmten Situation sich so und nicht anders verhält: Freitagabend, 19:30 Uhr, Wohnzimmer von Herr und Frau K.: Herr K. sitzt im Sessel und liest ein Buch. Frau K. betritt das Zimmer und sagt zu ihrem Mann: „Du, sollen wir ins Kino fahren? Ich hätte Lust auf diesen neuen Film". Herr K.: „Ich hab dir doch gesagt, dass ich hier zu tun habe! Frag eines der Kinder!" Zwei Wochen später, dieselbe Situation: Frau K.: „Schatz, was hältst du davon, wenn wir eine Pizza essen gehen?" Herr K.: „Oh, das ist eine gute Idee. Da kann ich endlich mal von diesem Kram hier abschalten."

Die Psychologie will mit Hilfe des Begriffs Motivation diese unterschiedlichen Verhaltensweisen, die sich von der situativen Ausgangssituation durchaus ähneln, erklären. Das heißt zunächst, dass Verhalten von Faktoren bestimmt wird, die von außen an den Betroffenen herangetragen werden und einen

Aufforderungscharakter besitzen. Aber diese äußeren situativen Bedingungen oder auch Reize reichen allein nicht aus, um Verhalten zu erklären. Deshalb treten innere Bedingungen, die in der Person zu suchen sind, hinzu. Dies umschreibt man zunächst mit dem Begriff der Motivation. Was bewegt einen Menschen, in der Situation so, ein anderes mal so zu reagieren?

Motivation regt menschliche Aktivitäten an, die auf ein Ziel gerichtet sind. Das Ziel ist aus Sicht der Person erreichenswert und vermittelt damit einen Sinn für die Person. Das Ziel ist für die Person bewusst (kognitiv), antizipatorisch vorstrukturiert und mit emotionalen Zustandsänderungen, wie zum Beispiel Freude am Erfolg, verknüpft. Dies führt unter anderem auch dazu, dass die bewusste Aufmerksamkeitssteuerung hinsichtlich des Empfangs von Reizen, wie im ersten Kapitel erörtert, daraufhin ausgerichtet wird. Motivation beeinflusst insofern also die Wahrnehmung (vgl. vorstehendes Wahrnehmungsmodell).

Daraus ergeben sich vier Aspekte, die Motivation ausmachen:

- Aktivitätsanregung
- Zielgerichtetheit
- emotionaler Aspekt
- kognitiver Aspekt

Grundsätzlich geht man im Zusammenhang mit der Aktivitätsanregung von der Versagung eines Bedürfnisses (Wahrnehmung einer Soll-Ist-Diskrepanz) – der Deprivation – aus. Dabei besteht zwischen der Intensität der Deprivation und der Bedürfnisstärke ein positiver Zusammenhang. Insbesondere bei lebensnotwendigen Bedürfnissen entstehen endogene Reize. Endogene Reize und äußere situative Bedingungen wirken bei der Anregung zusammen.

Das Ziel ist das künftige Handlungsergebnis. Aus Sicht der Person handelt es sich um die Erreichung des Sollzustandes. Die Zielgerichtetheit ist mit einer Handlungsabsicht verbunden.

Vom Ziel hängt nicht nur die Art der angeregten Aktivitäten ab, sondern auch deren Intensität. Motivationsprozesse umschließen zwei Zustände eines affektiven Kontinuums: einen gegenwärtigen Zustand, der durch einen Impuls, zum Beispiel durch vorangehendes Lernen, einen zweiten Zustand wachruft. Die Vorstellung vom zweiten Zustand ruft entweder Zunahme von Lust (Appetenz) oder Abnahme von Unlust (Aversion) hervor. Befriedigung ergibt sich im ersten Fall durch die Erreichung des Zieles, im zweiten Fall durch die Vermeidung.

Die Person stellt Überlegungen an, wie sie das Ziel am besten erreicht. Sie erinnert sich an zurückliegende ähnliche Ausgangsbedingungen, an den Grad der Befriedigung, die sie dabei erlebt hat, plant den Handlungsweg dorthin, wägt Vor- und Nachteile ab, antizipiert mögliche Störungen und bewertet den Handlungserfolg (Attribution). Diese kognitiven Aspekte sind also einerseits instrumentell zur Zielerreichung, andererseits selbst motivierend.

Der Begriff der Motivation will jene Variablen thematisieren, die Verhalten anregen, in Gang halten und ausrichten. Verhalten wird aber von „innen“ und „außen“ gesteuert. Motivation versucht, dass Innen mit dem Außen in eine „Passung“ zu bringen; und zwar unter der Annahme, dass dies in einer gewissen Konstanz (überdauernd) erfolgt. Motivation ist ein „Grundmuster“ für Verhalten. Dieses Verhalten ist geprägt von Vorerfahrungen, die auf aktuelle Situationen übertragen werden. Motive sind somit Lernergebnisse aus früheren Situationstypen und damit Dispositionen für weitere Situationen. In einer Situation wird nun **die** Handlung gewählt, die subjektiv am ehesten mit früheren Situationstypen am vergleichbarsten erscheint und zum Erfolg geführt hat.

Im wesentlichen unterscheidet man zwischen einem **primären** und einem **sekundären** Motivationssystem. Das primäre System ist geprägt von Lustgewinn bzw. Unlustvermeidung, zeitlicher Nähe, extern gesetzter Ziele und Kontrolle von außen. Das sekundäre Motivationssystem betont dagegen folgende Elemente: Zielerreichung und Effekte des eigenen

Handelns, zeitliche Ferne, intern gesetzte Ziele, Kontrolle von innen und es verfügt über ein Selbstbekräftigungssystem.

Motivation hat Prozesscharakter: eine Situation fordert eine Person dazu auf, Aufmerksamkeit gegenüber dieser Situation zu entwickeln. Kognitive Vorgänge stellen den Bezug zum Motivationssystem der Person her. Das Motivationssystem leitet sie dann zum Handeln an, die Handlung wird ausgeführt und dabei setzten weitere kognitive Prozesse ein, die eine Bewertung vornehmen, ob die Entscheidung zur Handlungsaufnahme gut war und wie die Handlung ausgeführt wurde. Steht am Ende der Handlung ein positives Erlebnis, zum Beispiel ein erfolgreiches Handeln, so fließen diese Ablauferlebnisse wiederum in das Motivationssystem eines Menschen ein. Er weiß nun, dass er so weitermachen kann oder ggf. sein Verhalten ändern muss.

Ein gut funktionierendes Motivationssystem eines Auswerters fördert also das Interesse an der Arbeit. Es sorgt dafür, dass er sich mit seiner Arbeit identifizieren und seiner Handlung Sinn geben kann. Dies steigert die Aufmerksamkeit bezüglich neuer Situationen. Ein erfolgreiches Handeln möchte er nämlich nicht nur sich selbst zurechnen und in sein Arbeitsablaufprogramm integrieren, sondern vor allem möchte er dieses erfolgreiche Handeln auch wiederholen. So könnte das Motivationssystem dadurch verbessert werden, dass sich der Auswerter eine eigeninitiative Aufgabe stellt, die er selbstständig lösen möchte. Er untersucht vielleicht einen bislang nicht behandelten Teilaspekt aus seinem Beobachtungsbereich und stellt das Ergebnis in Beziehung zu den bisherigen Erkenntnissen. Die als Erfolg wahrgenommene Arbeit führt dann vielleicht zu einem erhöhten Interesse an der Gesamtaufgabe, für die bisher nur wenig Verständnis vorhanden war. Da Motivation versucht, dass „innen" mit dem „außen" deckungsgleich zu machen, gilt natürlich auch, dass die äußeren Umstände zu den jeweiligen Auswertern passen sollten. Auswertung kann sehr unterschiedliche Tätigkeiten ausmachen, z.B. Textanalysen oder juristische Sachverhaltssubsumtionen. Entsprechende Neigungen der eingesetzten Personen

sollten im Interesse der eingesetzten Mitarbeiter und im Interesse der Aufgabenerfüllung berücksichtigt werden.

Damit kann man einen Bogen schlagen zu einem weiteren Forschungsgebiet der Psychologie, das Bezüge zum Verhalten eines arbeitenden Menschen, und damit auch zur Arbeit eines Auswerters, aufweist: die Arbeitszufriedenheit. Es liegt die Vermutung nahe, dass ein Mensch, der mit seiner Arbeit zufrieden ist, bessere Leistungen erbringt als ein unzufriedener Mensch, etwa nach dem Motto glücklichere Kühe geben mehr Milch. Es gibt zwar Hinweise darauf, dass bestimmte Formen von Arbeitszufriedenheit mit körperlicher Gesundheit korrespondieren, aber bezüglich der Beziehung zwischen Arbeitszufriedenheit und Arbeitsleistung sind die Forschungsergebnisse, um es vorwegzunehmen, nicht so eindeutig. Möglicherweise liegt diese in einer Vielzahl von Studien festgestellte nur spärliche Beziehung zwischen Arbeitszufriedenheit und Arbeitsleistung an der methodischen Vorgehensweise. Der Komplex Arbeitszufriedenheit scheint so vielschichtig zu sein, dass bisherige Konzepte, diese Arbeitszufriedenheit zuverlässig messen zu können, nicht hinreichend sind. Erste Vermutungen gehen dahin, dass die bisherige Verwendung des Konzeptes Arbeitszufriedenheit zu überladen ist. So weisen einige Studien darauf hin, dass Arbeitszufriedenheit immer in Beziehung mit anderen Kenngrößen zu setzen ist. Personen, die an einem Bildschirmarbeitsplatz arbeiten, empfinden dann am ehesten Arbeitszufriedenheit, wenn sie eine positive Grundeinstellung zur Informationstechnik haben. Andere Kenngrößen fließen ebenfalls bei der Bewertung der Arbeitszufriedenheit ein, zum Beispiel wie die zur Verfügung stehenden Entscheidungsspielräume wahrgenommen werden. Leider sind auch die Forschungsergebnisse in dieser Hinsicht nicht immer eindeutig. Es ist eben nicht so, dass die Arbeitszufriedenheit dann in jedem Fall höher ist, wenn die wahrgenommenen Entscheidungsfreiheiten als groß empfunden werden.

Neuere Studien wählen einen Forschungsansatz, der stärker die Dynamik der Arbeitszufriedenheit und der Arbeitsunzufrie-

denheit berücksichtigt. Arbeitszufriedenheit ist selten stabil. Ein Modell geht von folgender Vorstellung aus:

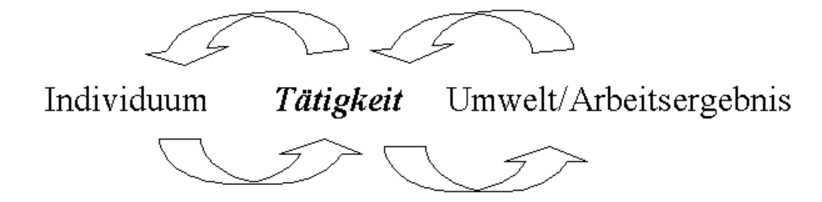


Abb.8: schematische Darstellung der ringstrukturellen Betrachtung (vgl. A. Büssing in L. Fischer, Arbeitszufriedenheit – Beiträge zur Organisationspsychologie 5, S. 85)

Dabei müssen auch Aspekte der Motivation, wie vorstehend beschrieben, berücksichtigt werden. Die Ausführungsregulation des Individuums für eine Tätigkeit und die erfolgsorientierte Rückkoppelung der Tätigkeit auf das Individuum erfolgen vermutlich weitgehend über motivationale Prozesse.

Dies lässt erste Annahmen darüber zu, inwieweit auch Fragen der Arbeitszufriedenheit die Qualität des erarbeiteten Lagebildes eines Auswerters mitbestimmt. Je mehr der Erfolg der Arbeit als Rückkopplung auf den Auswerter zuläuft und dieser Erfolg als im wesentlichen das Ergebnis der eigenen Arbeit wahrgenommen wird, desto höher dürfte die Arbeitszufriedenheit ausfallen und sich ihrerseits wieder motivational auf die Fortführung der Arbeit auswirken. So kann die Arbeitszufriedenheit dann steigen, wenn der Auswerter feststellt, dass seine Arbeit als Produkt eigenständiger Leistung anerkannt und gewürdigt wird und er einen Sinn in dieser Arbeit erkennt. Leider liegen entsprechende empirische Studien im nachrichtendienstlichen Bereich noch nicht vor.

4. Lern- und Entwicklungsprozesse

Lernen ist ein wichtiger Bestandteil menschlichen Lebens. Es heißt, dass der berufstätige Mensch sein Leben lang lernen muss, will er den Anforderungen einer sich immer schneller ändernden Welt gerecht werden. Diese Aussage ist nur zum Teil richtig: denn nicht nur der berufstätige Mensch muss immer wieder dazulernen, auch im privaten Bereich ergeben sich ständig neue Anforderungen, die menschliches Leben beeinflussen. Ein ganz besonders augenfälliges Beispiel ist das Internet. Neue Entwicklungen in der Umwelt stellen auch immer wieder neue Anforderungen an die Anpassungsleistung des Menschen.

Was bedeutet Lernen im psychologischen Sinn? Lernen, so wird definiert, ist eine Verhaltensänderung eines Individuums, die nicht durch Reifung sondern durch Erfahrung bewirkt wird und über einen längeren Zeitraum konstant ist. Lernen kann nicht direkt gemessen werden, es ist lediglich an der Verhaltensänderung selber feststellbar. Verhaltensänderungen sind aber auch denkbar durch andere Vorgänge als durch Lernen, zum Beispiel als eine angeborene Reaktionstendenz, oder als Reifungsvorgang oder auch nur als Ergebnis eines Momentanzustandes der Person, wie zum Beispiel Ermüdung. Dies hat für eine Definition die Konsequenz, dass all diese anderen möglichen Gründe nicht vorliegen dürfen, um von einem Lernvorgang zu sprechen.

In der Psychologie gibt es die unterschiedlichsten Lerntheorien. Jede psychologische Schule hat ihre eigenen Lerntheorie, begründet und erklärt den Vorgang des Lernens auf ihre Weise. (Lernen ist übrigens eines der vielen sogenannten Domains in der Psychologie. Gemeint ist ein Phänomen, dass mit unterschiedlichen theoretischen Ansätzen erklärt werden kann, wie zum Beispiel auch die Begriffe „Angst" oder „Aggression").

Ganz allgemein ausgedrückt ist Lernen nichts anderes, als das Verhaltensprogramme in der täglichen Umwelt immer wieder so lange eingesetzt werden, bis das Ergebnis dieses

Verhaltensprogramms für den persönlichen Anspruch nicht mehr als hinreichend betrachtet wird oder der Ablauf eines anderen Verhaltensprogramms zu besseren Ergebnissen geführt hat. Lernen ist ein Ergebnis der Auseinandersetzung zwischen Individuum und Umwelt: Die Umwelt prägt die Person, die Person prägt ihre Umwelt. Diese ständige Auseinandersetzung führt dazu, dass die Person immer wieder abgleicht, ob sie in dieser Auseinandersetzung mit der Umwelt noch „richtig" liegt. Kann man die Vorgänge in der Umwelt mit dem jeweiligen persönlichen Verhaltensprogramm noch erklären, kommt man mit einer Reaktion auf die Reize durch die Umwelt noch zurecht? Lernen wird dann erforderlich, wenn eben kein angemessenes Reaktionsrepertoire mehr gegeben ist; man muss oder will sich umstellen. Das Reaktionsrepertoire muss zum Beispiel dann umgestellt werden, wenn das alte Programm überhaupt nicht mehr ausreichend ist, sich mit der Umwelt auseinander zu setzen. Das Reaktionsrepertoire will umgestellt werden, wenn man feststellt, dass das neue Repertoire geeigneter ist als das alte.

Neben den klassischen Lerntheorien, die auf dem Reiz-Reaktions-Schema basieren, gibt es Lerntheorien, die auf einen weiteren kognitiven Aspekt setzen, den der Einsicht. Lernen bedeutet hier, dass bewusst erkannt wird (kognitiv), dass eine neue Verhaltensweise zu anderen, besseren Ergebnissen führt. Der Psychologe Köhler (zit. nach Lück/Rippe/Timaeus, S. 173 ff) hat bei seinen berühmten Affenversuchen festgestellt, dass Lernen nicht nur durch bloßes Ausprobieren zustande kommt, sondern darüber hinaus eine Umstrukturierung der Wahrnehmung erforderlich ist. Man nimmt zwar dieselben Ausgangsbedingungen wahr, strukturiert diese aber anders, setzt sie unter anderen Gesichtspunkten zusammen und kommt somit zu einer neuen Erkenntnis. Dabei sind drei Charakteristika kennzeichnend für Lernen durch Einsicht:

- Einsicht setzt eine fördernde Anordnung der Problemsituation voraus, d.h. die Problemlage soll die Lösung bereits in sich tragen und somit auf dem Wege des Erkennens auf die Lösung hinweisen

- Ist die Idee zur Lösung des Problems vorhanden, so kann die praktische Durchführung wiederholt werden
- eine solcherart gewonnene Lösung kann auch ihrerseits in veränderten Situationen wieder neu angewandt werden (gegenseitiger Weiter-Entwicklungscharakter)

Ein Lernvorgang beinhaltet mithin, dass eine Anpassungsleistung erbracht wird.

In diesem Zusammenhang ist noch ein weiterer lerntheoretischer Aspekt von Bedeutung. Lernen wird dann wesentlich erleichtert, wenn die Fähigkeit zur sogenannten Konzeptbildung gut ausgeprägt ist. Konzeptbildung beruht auf dem Umstand, dass man in der Lage ist, abstrakte Begriffsklassen und deren Relationen untereinander zu schaffen und das Gelernte darin einzuordnen. So erleichtert das Lernen im Kindesalter die gedankliche Schaffung der Klasse „viereckige Figuren“ und die Beziehung dieser Figuren untereinander durch Einführung der Begriffe wie „größer“ und „kleiner“. Somit ist es für das Kind deutlich einfacher, Zuordnungen in dieses Konzeptsystem vorzunehmen. Dies legt den Schluss nahe, dass Lernen dann um so erfolgversprechender ist, je ausdifferenzierter, abstrakter und geordneter die Konzeptbildungen vorgenommen werden.

Und auch hier ergeben sich die unmittelbaren Bezüge für die Auswertung: die Aufklärungsobjekte, denen sich die Auswertung gegenübersieht, sind ebenfalls Änderungen unterworfen. Das Aufklärungsobjekt bedient sich neuer Instrumente, setzt neue Methoden ein, legt neue taktische und strategische Vorgehensweisen an den Tag usw. Auf diese Veränderungen hat sich die Auswertung einzustellen. Aber, und das ist das entscheidende, nicht erst dann, wenn die neuen Entwicklungen eingesetzt haben, sondern antizipatorisch muss die Auswertung lernen, Vorgänge in ihrer **Entwicklung** zu verstehen. Ein Lernvorgang ist vonnöten, obwohl die derzeitig eingesetzten Verarbeitungsprogramme noch ausreichen, Vorgänge aus der Umwelt heraus zu erklären, also eigentlich noch keinen Lernprozess notwendig machen. Dies setzt vor-

aus, dass die Auswertung eine Selbstüberprüfung darauf hin vornimmt, ob ihre Konzeptbildungen noch adäquat sind.

Daneben muss aber auch eine Bereitschaft vorhanden sein, zu lernen. Die Auswertung sollte hierzu auch Anregungen von außen, die in vielfältiger Form an sie herangetragen werden, zur Kenntnis nehmen **wollen** und auf ihre Anwendung hin überprüfen. Darauf hin sollte dann im positiven Fall eine Verhaltensänderung erfolgen. Solche Anregungen können nicht nur aus dem Aufklärungsbereich selbst sondern auch von anderen Mitarbeitern, Vorgesetzten und aus anderen externen Bereichen stammen.

5. Kommunikation/Gesprächsführung

Kommunikation und Gesprächsführung ist nicht nur in der nachrichtendienstlich-operativen Arbeit bedeutsam, auch ein Auswerter muss kommunizieren, und zwar im wesentlichen mit seinen Kollegen und seinen Vorgesetzten. Bei diesen Gesprächen muss der Auswerter abgleichen, ob er von seinem Gesprächspartner auch richtig verstanden wurde. So muss er deutlich und klar genug, d.h. verständlich sein erarbeitetes Lagebild und den nach seiner Meinung daraus zu ziehenden Konsequenzen vermitteln. Dies beinhaltet die Frage, ob der Vorgesetzte verstanden hat, wo der Auswerter den Schwerpunkt und die Betonung seines Lagebildes sieht. Der Auswerter muss dazu in der Lage sein, während dieses kommunikativen Vorganges zu erkennen, ob er verstanden worden ist. Kommt er zu der Überzeugung, dass dies nicht der Fall ist, muss er entscheiden, ob und wie er dies korrigieren kann. Dies kann dazu führen, dass er sich auf möglicherweise beim Vorgesetzten unbeliebte Diskussionen einlassen muss. Kommt dies häufiger vor, kann es sein, dass der Vorgesetzte von seinem Weisungsrecht Gebrauch macht: er entscheidet kraft höheren Amtes. Dies kann wiederum dazu führen, dass der Auswerter seinerseits künftig keine Diskussionsbereitschaft mehr zeigt und evtl. Unklarheiten oder Missverständnisse innerhalb des Lagebildes übergeht.

Es ist gar nicht so leicht, Gespräche zu führen. Und dabei machen Gespräche nur einen Teil menschlicher Kommunikation aus. Grundlagen der Gesprächsführung zu kennen und seine Einbindung in die Kommunikation zu verstehen ist für Menschen, die beruflich Gespräche führen müssen, unabdingbar. Gesprächsführung besteht begrifflich schon aus zwei verschiedenen Wörtern: Gespräch und Führung. Das macht zum einen deutlich, dass zwei Tätigkeiten im Mittelpunkt der Betrachtung stehen: sprechen und führen. Sprechen bedeutet, etwas zu jemand anderem oder ggf. auch mehreren anderen zu transportieren, ihm etwas mitzuteilen. Während dieses Vorganges wird das Gespräch **geführt,** das heißt, ein Gespräch soll zunächst in Gang gebracht und gehalten werden – entweder als Monolog oder als Dialog – und/oder das Gespräch soll in eine bestimmte Richtung gelenkt werden, um damit ein bestimmtes Ergebnis zu erzielen. Und da der Gesprächspartner dies auch möchte, wird auch derjenige geführt, der das Gespräch eröffnet hat. Beide Teilaspekte einer Gesprächsführung unterliegen Regeln, deren Kenntnis und vor allem Beherrschung die Gesprächsführung verbessern, zumindest erleichtern.

Gespräche sind nur ein Element von Kommunikation, denn nicht nur auf sprachlicher Ebene wird kommuniziert. Kommunikation und Gesprächsführung können als eine soziale Handlung aufgefasst werden. Kommunikation findet nämlich niemals im luftleeren Raum statt, sondern nimmt immer Bezug auf unser Umfeld. Soziales Handeln ist dabei nicht als karitatives, hilfsbereites Tun zu verstehen, sondern als ein Handeln, das bei anderen Menschen eine Wirkung erzielt bzw. ein Tun, das unter dem Einfluss von anderen Menschen erfolgt. Anders ausgedrückt ist soziales Tun ein solches Verhalten, dass sich an zwischenmenschlichen Verhaltensweisen, d.h. an dem Verhalten des anderen, orientiert. Beispiel: Auswerter A. verhält sich dann sozial, wenn er dem Abteilungsleiter einen Vortrag über das Lagebild hält. Er bezieht nämlich seinen Vortrag auf den Abteilungsleiter, d.h. er geht auf den Abteilungsleiter - unbewusst und bewusst - ein und stimmt darauf sein Verhalten ab. Da nunmehr Gespräche **eine** Form sozia-

len Handelns sind, sind diese Überlegungen Ausgangspunkt für die meisten Erklärungsansätze menschlicher Gesprächsführung.

Verschiedene Wissenschaften, wie zum Beispiel die Psychologie, die Anthropologie und die Soziologie, versuchen durch verschiedene Erklärungsansätze diese Regeln aufzudecken. Dabei bedient man sich Modelle – genau so wie zum Beispiel in der Physik oder der Mathematik. Anhand dieser Modelle sollen diese Regeln erklärt werden.

Je besser man nun die Regeln kennt, nach denen Gespräche ablaufen und welche Umstände dabei eine Rolle spielen können, desto besser kann man auch ein Gespräch führen, d.h. in diesem Moment auch auf das Gespräch Einfluss nehmen. Ein Gespräch ist nämlich grundsätzlich offen, d.h. Eröffnung, Verlauf und Ausgang des Gesprächs sind in der Regel nicht vorherbestimmt. Davon ausgenommen sind zum Beispiel solche Gespräche, die streng reglementiert sind, wie zum Beispiel Textrollen in einem Theaterstück.

Beispiel für zwei Gesprächsverläufe:

Auswerter Herr Müller möchte Frau Schneider (vorgesetzte Referatsleiterin) von einem wichtigen bevorstehenden Termin bezüglich eines Aufklärungsobjektes unterrichten:

1. Verlauf:

Herr Müller:	„Guten Tag Frau Schneider."
Frau Schneider:	„Guten Tag Herr Müller"
Herr Müller:	„Nächste Woche ist da die Demo in Nürnberg"
Frau Schneider:	„Ah, ja. Danke, gut das sie mich daran noch einmal erinnern. Was schlagen Sie vor?"
Herr Müller:	*„Wir sollten auf jeden Fall die Kollegen in Bayern beteiligen"*

Frau Schneider: „Ja, o.k. Sind Sie so nett und rufen da mal an?“

Herr Müller: „Mach ich. Meinen Sie, wir müssten sonst noch Vorkehrungen treffen?“

2. Verlauf:

Herr Müller: „Guten Tag Frau Schneider“

Frau Schneider: *„Ach, guten Tag, Herr Müller, warten sie, ich muss noch gerade ein Telefonat führen. ......*
Geht schon wieder keiner dran! Was gibt’s denn?“

Herr Müller: „Da ist doch nächste Woche die Demo in Nürnberg“

Frau Schneider: „Ja, das weiß ich! Und?“

Herr Müller: „Ich dachte nur, ob wir da was unternehmen sollen?“

Frau Schneider: „Ja, das ist doch ihre Sache! Dafür werden sie doch bezahlt! Machen Sie ein Schreiben an die Bayern.“

Die Gespräche sind trotz gleicher Ausgangsbasis völlig unterschiedlich verlaufen. Kleine Aufgabe: Woran liegt das?

Anhand dieses vergleichsweise unbedeutenden Beispiels wird aber bereits deutlich, wie wichtig Kommunikation auch während des Auswertungsvorganges ist und dass Kommunikation nicht nur über die Sprachebene abläuft, sondern auch nonverbale Elemente eine wesentliche Rolle spielen. Unter Umständen ist es sogar denkbar, dass diese nonverbalen Elemente ein deutlich größeres Gewicht erhalten als die verbalen.

In den Wissenschaften gibt es nun mehrere Modelle, die diese Vorgänge und Zusammenhänge zu erklären suchen. Manche Erklärungsansätze gehen dabei von dem sog. Sender-Empfänger-Modell aus (auch Decoder-Modell genannt).

Dieses Decoder-Modell nimmt an, dass ein Sender (Sprecher) eine Botschaft in Sprache und Zeichen codiert. Diesen Code muss der Empfänger (Hörer) decodieren, damit er diese Botschaft auch tatsächlich so versteht wie sie gemeint war. Hierzu gibt es eine Vielzahl von Lehrbüchern, die verschiedene wissenschaftliche Theorien zu diesem Thema abbilden.

Richtig gute Kommunikation ist aber nicht nur im Verhältnis zu den Vorgesetzten erforderlich. Für die Auswertung in einem Nachrichtendienst kommt ein weiterer Aspekt hinzu. Wir haben bereits zu Beginn festgestellt, dass Auswertung auch die Notwendigkeit umfasst, Lagebilder an politische Entscheidungsträger rechtzeitig und umfassend weiterzuleiten. Dies geschieht in der Regel in Form von Berichten, aber u.U. auch mündlich in Form von Vorträgen. Normalerweise bedeutet Kommunikation, dass man in einer Situation face to face mit dem Gesprächspartner über verbale und nonverbale Kanäle auf Reaktionen achten kann, wie dieser die verbalen und nonverbalen Signale auffasst. D.h., dass man zum Beispiel darauf achten kann, ob der Gesprächspartner verstanden hat, was man ausdrücken will. Ist der vollständige Inhalt und die Intention tatsächlich auch angekommen? Dies registriert man zu einem großen Teil über die Signale, die man von dem Gesprächspartner zurück erhält. In einer Berichtssituation, und auch zum Teil in einer Vortragssituation, sind dagegen Teile dieses Rückkopplungskanals nicht vorhanden. Man kann nicht erkennen, wie der Leser den Bericht auffasst. Ist genau der Punkt, den man so betont haben möchte, auch bei dem Empfänger so angekommen? Hat er die Tragweite des Berichtsinhaltes erfasst? Ist der Berichtsempfänger sich tatsächlich über die Bedeutung und den Zusammenhang im klaren? Auf all diese Fragen kann man keine Antwort bekommen, da die Rückkopplung fehlt. Missverständnisse sind daher nicht ausgeschlossen. Die Fähigkeit, das richtige Übermittlungsniveau zu finden, ist ein Umstand, der die kommunikativen Fä-

higkeiten eines Auswerters ausmachen. Schreibt er in dem Bemühen, seinen Bericht verständlich abzufassen, auf einem Niveau, das der Empfänger für zu einfach hält, so untergräbt er, zumindest mittelfristig, seine Kompetenz. Schreibt er dagegen auf einem zu hohen Niveau, in dem er zum Beispiel bei seinem Berichtsempfänger zuviel Vorwissen unterstellt, so wird sein Bericht nicht verständlich: die „richtige“ Botschaft wird nicht übermittelt. In beiden Fällen finden die Berichte nicht die gewünschte Aufmerksamkeit.

6. Arbeitsplanung und –durchführung

Die Arbeitsplanung und die Arbeitsdurchführung der Auswertung berührt ein weiteres Feld psychologischen Interesses: das des Denkens und Handelns. Denken und Handeln stehen in einer starken Wechselbeziehung zueinander. Denken ist theoretisch-abstrakt und antizipatorisch, Handeln ist praktisch-konkret und zeigt direkte Auswirkungen. Diese beiden Aspekte spielen bei der Arbeitsplanung und -durchführung innerhalb der Auswertung eine bedeutende Rolle.

Eine wesentliche Voraussetzung von Denken und Handeln ist Wissen. Ohne Wissen ist sowohl Denken als auch Handeln wesentlich erschwert. Da beides zielgerichtet ist, müssen Wissensbestände darüber vorliegen, was denn erreicht werden soll. Dieses Wissen beginnt schon dabei, über welche Instrumente man verfügt, um aus Denken Handeln zu machen, sprich Wollen in Tun umzusetzen. Das heißt für den nachrichtendienstlichen Auswerter, dass er zum Beispiel vielfältiges Wissen über den Aufbau und die Struktur von elektronischen Hilfsmitteln haben muss, wie die Aufbau- und Ablauforganisation seiner Behörde sich darstellt, welche Beziehungen es zu anderen Stellen gibt (Zusammenarbeit), und, last but not least, die Auswertung muss über ein umfassendes Hintergrundwissen über ihren Aufklärungsgegenstand verfügen. Eine Auswertung, die über kein ausreichendes Wissen verfügt, denkt und handelt unsicher. Eine verlässliche systematische Einordnung der Einzelinformationen in Struktur- und Prozessabläufe bezüglich des Lagebildes, qualitative und

abläufe bezüglich des Lagebildes, qualitative und quantitative Bewertungen der Ereignisse, Folgenabschätzung des eigenen Handelns und Entscheidungen über das weitere Vorgehen sind nicht möglich. Zunehmendes Wissen stabilisiert einerseits all diese Fragen des Denkens und Handelns, macht es sicherer und zuverlässiger, andererseits fließen das jeweilige neue Denken und Handeln in die Wissensstruktur ein, im Idealfall ergibt sich also ein Kreislauf, der sich selbst steuert.

Je größer das Wissen über das jeweilige Aufklärungsobjekt ist, desto genauer wird das Lagebild darüber ausfallen. Diese Feststellung ist vergleichsweise banal. Erst im umgekehrten Fall wird die Bedeutung klar: Je geringer das Wissen und damit die Beurteilungssicherheit, desto ungenauer wird das Lagebild. Und diese Unsicherheit kann sich potenzieren. So ist zum Beispiel aus der psychologischen Gerüchteforschung bekannt, dass Unsicherheit die Entstehung und Verbreitung von Gerüchten fördert. Ein Gerücht, definiert als ein informeller Kommunikationsprozess, bei dem ungesicherte Berichte von aktueller Bedeutsamkeit übermittelt werden, ist gekennzeichnet von folgenden Elementen (vgl. Schuh, 1981):

- **Nivellierung**, d.h., ein Gerücht wird während des jeweiligen Übermittlungsvorganges gekürzt und verändert
- **Akzentuierung**, d.h., es werden jeweils andere Bestandteile des Gerüchts anders gewichtet und hervorgehoben
- **Assimilation**, d.h., es werden diejenigen Akzentuierungen wiederum betont, die den Erwartungen am ehesten entsprechen.

Dieser letzte Punkt ist der entscheidende für die nachrichtendienstliche Auswertung. Assimilation umschreibt den Vorgang, wie Ereignisse in das persönliche Verarbeitungssystem eines Menschen integriert und angepasst werden. Je größer nun die Unsicherheit, desto größer ist die Bereitschaft, Gerüchte entsprechend aufzunehmen. Informationen können nicht mehr auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft werden. Die Bereitschaft, auf die Prüfung zu verzichten, steigt, wenn die In-

formation in ein vorher festgelegtes Interpretationsschema hineinpasst oder wenn kein Interpretationsschema vorliegt, die Information aber dennoch interpretiert werden muss oder wenn die Information von einer „starken“ Person vorgetragen wird (vgl. Schuh, 1981, S. 21). Ein Faktor ist dabei behilflich, Gerüchte als solche zu erkennen und diese nicht für vermeintliche Informationen zu halten: eine kritische Grundeinstellung. Diese wird unter anderem dadurch begünstigt, dass die betroffene Person Grundkenntnisse über solche psychologischen Vorgänge besitzt (Schuh, 1981, S. 22).

Hier ergibt sich eine Parallele zu der bereits angesprochenen Rezeptorproblematik (vgl. Kapitel 1): Bei der individuellen Informationsverarbeitung liegen einem Menschen in keinem Fall alle nur möglichen Informationen vor. Der Mensch stützt sein Denken, Wollen und Handeln lediglich auf Teilinformationen. Aber warum reichen für den Alltagsgebrauch diese Teilinformationen aus? Obwohl der Mensch über keinen Infrarotrezeptor verfügt, kann er erfolgreich Auto fahren. Aber als informationsverarbeitender Mensch sollte man sich darüber im klaren werden können, wann die zugänglichen und tatsächlich beigezogenen Informationen nicht mehr ausreichen. Aus diesem Grund entwickelt der Mensch unter anderem technische Hilfskonstruktionen, die ihm aus der Fülle der nicht zugänglichen Informationen solche herauszieht, die es ihm ermöglichen, sein Handeln auf eine breitere Basis zu stellen und damit sicherer zu machen. Nicht anderes sind entsprechende technische Einrichtungen in Kraftfahrzeugen, wie zum Beispiel elektronische Glatteiswarner.

Wann ist also für einen Auswerter eine Information tatsächlich so gesichert, dass er sich auf diese Information stützen, d.h. verlassen kann? Handelt es sich nur um einen Ausschnitt aus den potentiellen Möglichkeiten und ist dieser Ausschnitt trotzdem bereits aussagekräftig? Oder benötigt der Auswerter weitergehende Informationen, möglicherweise jenseits des vorhandenen Rezeptorsystems?

Neben diesen Voraussetzungen für Denken und Handeln ist bei der Arbeitsplanung und –durchführung in der Auswertung

folgender Umstand von Bedeutung: wie flexibel löst man Probleme? Probleme sind neu auftauchende, bisher nicht erlebte Ereignisse, die einen neuen Denk- und Handlungsvorgang von der Auswertung verlangen. Welche Instrumente setzt man für diese Problemlösung ein? Wie analysiert man ein Problem? Wie geht man dabei vor? Bevorzugt man ganzheitliches oder analytisches Denken? In der Psychologie gibt es hierüber erste interessante Hinweise: analytisches Denken scheint eher monokausale, ganzheitliches Denken eher multikausale Ursachenzuschreibungen (Attribuierungen) zu fördern. Welches Informationsverarbeitungssystem setzt man also ein? Nachrichtendienstliche Auswertung muss auch in dieser Hinsicht flexibel handeln können. Dazu folgendes Schaubild:

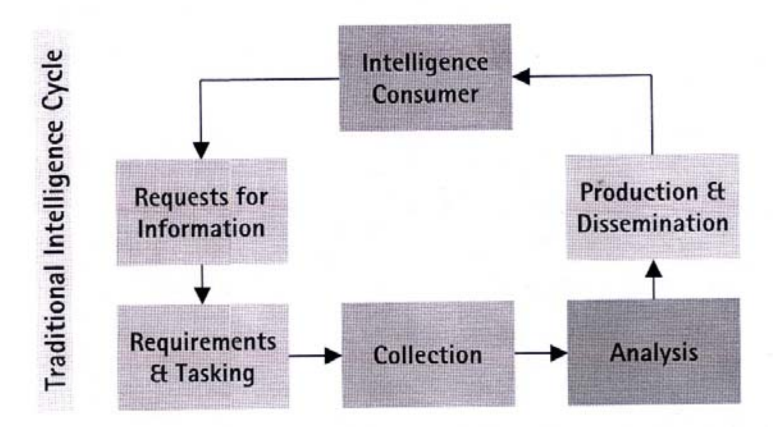


Abb. 9 aus: Borchert, 2003

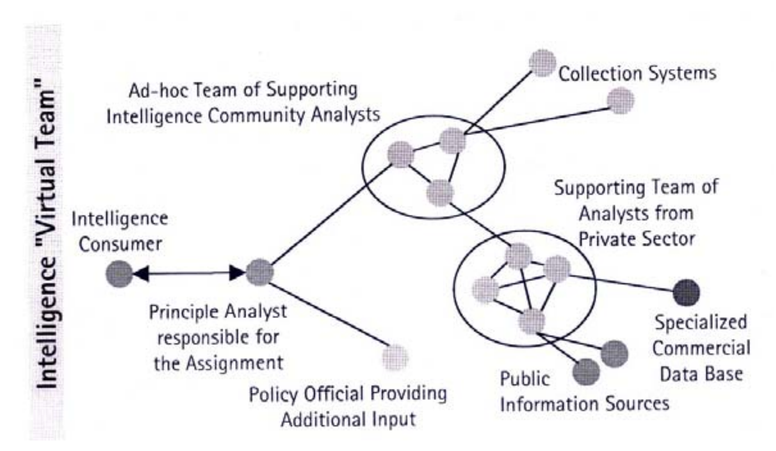


Abb.10: aus: Borchert; 2003

Hier muss sich die Auswertung die Frage stellen, welchen Auswertungs- und Analyseansatz sie wählen muss, um zu ihrem zutreffenden, aktuellen und vor allem hinreichend präzisen Lagebild zu kommen. Je nach Modell kann die Auswertung unterschiedliche Aspekte ihres Lagebildes stärker gewichten. Anhand dreier gängiger Auswertungsmodelle soll dies etwas erläutert werden:

a) Nach einem aus heutiger Sicht modernen Auswertungsmodell, das ursprünglich aus der kriminalpolizeilichen Auswertung stammt, kann man den Auswertungsvorgang auch in einem Nachrichtendienst als einen **Informationsverarbeitungsprozess** auffassen (Büchler, H. u.a. 1998, S. 103ff). Dieser Informationsverarbeitungsprozess umfasst folgende Phasen.

- **Zielbildung**
- **Suche/Sammlung**
- **Aufnahme**
- **Ordnung**
- **Speicherung**
- **Analyse i.e.S.**

- **Bewertung/Schlussfolgerung**
- **Ergebnisdarstellung**
- **Weitergabe**
- **Ergebnisumsetzung**
- **Evaluation**

Der Prozess ist zirkulär und trägt bis zu einem gewissen Grad selbststeuernden Charakter: Neue Informationen führen zu Neuspeicherungen, ggf. Löschungen von Speicherungen, zu neuen Bewertungen, ggf. sogar zu neuen Zielsetzungen, wenn nämlich aus der Lage, d.h. aus dem Fortgang der Beobachtung heraus, zum Beispiel ein Vereins- oder Parteiverbot erforderlich wird. Es handelt sich folglich um einen dynamischen und ergebnisoffenen Prozess im Gegensatz zur eher statischen Vorgehensweise einer passiven Auswertung.

Die Phasen des Informationsprozesses im einzelnen:

Zielbildung: Die Zielbildung wird überwiegend aus der Problemstellung abgeleitet. Was soll mit der Analyse des Auswertungsgegenstandes überhaupt erreicht werden? Das Ziel ist Orientierungsmaßstab für den gesamten folgenden Verarbeitungsprozess. Nur unter diesem Aspekt kann Auswertung effizient sein. Umgekehrt führt fehlende Zielbildung zu orientierungsloser Sammelwut.

Suche/Sammlung: Unter der Fragestellung der Zielbildung leiten sich die Informationsbedürfnisse ab. Welche Informationen werden tatsächlich benötigt? Hier muss eine erste Selektion stattfinden unter quantitativen und vor allem qualitativen Gesichtspunkten.

Aufnahme: Der Auswerter sollte auf die Art der Informationsaufnahme steuernd einwirken. So führt eine Aufnahme der Informationen über viele Kanäle und Medien zu späteren umfangreichen und u.U. zeitraubenden Koordinierungstätigkeiten. Damit in Zusammenhang steht die Frage der Qualität der Informationen.

Ordnung: Die Ordnung der Informationen ist die Voraussetzung für eine am Ziel ausgerichtete Recherche. Dies umfasst zum Beispiel die Frage, ob Informationen personen-, objekt- und/oder sachverhaltsbezogen geordnet werden müssen. Dies bezieht sich nicht nur auf elektronische Speichersysteme.

Speicherung: Hier werden Informationen, aber auch Zwischenergebnisse (also auch Bewertungen, Zusammenfassungen, Hintergrundinformationen) so gelagert, dass sie rekonstruierbar sind. D.h., Informationen werden wiederauffindbar und unter verschiedensten Gesichtspunkten miteinander verknüpfbar (i.d.R. durch elektronische Systeme) gelagert. Datenpflege und ständige Weiterentwicklung elektronischer Systeme ist daher unabdingbar.

Analyse: Hier werden Informationen zu Erkenntnissen. Ziel ist die Gesamtschau einer Entwicklung, die zum Beispiel inhaltliche und formale Zusammenhänge deutlich macht, die sich aus der Einzelbetrachtung nicht unmittelbar ergeben. Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile. Informationen werden aufgesplittet und unter neuen Gesichtspunkten wieder neu zusammengesetzt; es finden Abstraktionen, Abgleichungen und Aggregationen statt.

Bewertung: Bewertung bedeutet nicht nur, dass Informationen unter dem Aspekt der Zielorientiertheit und des Wahrheitsgehaltes beurteilt werden. Vielmehr kommt es darauf an, dass die aufgedeckten Zusammenhänge und nicht unmittelbar offen liegenden Erkenntnisse in ein Lagebild sinnhaft eingeordnet werden. Im günstigsten Fall wird an dieser Stelle eine Hypothese verifiziert oder falsifiziert. Ein weiterer Schritt ist an dieser Stelle erforderlich: Ergeben sich aus dieser (Neu)-bewertung evtl. Konsequenzen? An dieser Stelle sind ferner Prognosen fällig.

Ergebnisdarstellung: Die gewonnenen Erkenntnisse, Zusammenfassungen, Bewertungen und Prognosen müssen in geeigneter Form präsentiert werden. Eine möglichst klare Darstellung, dem Thema angemessen, soll die aufgefundenen Zusammenhänge deutlich machen. So bieten sich zum Bei-

spiel visuelle Darstellungsmöglichkeiten an (Grafiken, Schaubilder u.ä).

Ergebnisweitergabe: Die gewonnen Erkenntnisse und Darstellungen werden nicht zum Selbstzweck. Ein „Dienstleistungsunternehmen" muss alle die Stellen, die ein berechtigtes Interesse an den gewonnenen Erkenntnissen haben (zum Beispiel im Rahmen der Dienst- oder Fachaufsicht, gesetzliche Aufgabenstellungen der Gefahrenabwehr, u.v.m.) zeitgerecht unterrichten. Hierbei ist auf die Interessenlage des Abnehmers abzustellen.

Ergebnisumsetzung: Das realisierte Ergebnis, dass mit der Weitergabe erzielt wird bzw. die daraus resultierenden Maßnahmen sind entscheidend für die Bewertung des Erfolges der Auswertung, nicht die zugrunde liegenden Absichten. Daher sind auch Maßnahmen der Umsetzung vorzuschlagen und ggf. sogar begleitend mitzutragen. Die Auffassung, die eigene Verantwortung endet mit der Ablieferung des Berichts, ist falsch.

Evaluation: Erfolgskontrollen sind als regulatives Element wichtig. Sind die Erkenntnisse in der richtigen Zusammensetzung, richtig strukturiert, richtig bewertet und rechtzeitig an die richtige Stelle und mit den richtigen Empfehlungen weitergegeben worden? Kann die Auswertung so weiterarbeiten oder müssen ggf. völlig neue Zielbildungen her?

b) Unter einem anderen Blickwinkel kann man den Auswertungsvorgang als ein **erweitertes Analysemodell** verstehen:

Lageerkenntnis: Wie ist die Situation in meinem Aufgabengebiet? Wie stellt sich die Lage dar? Hierzu müssen Informationen gesammelt und zusammengestellt werden. Diese Phase dient zunächst der Orientierung und ist von der Informationssammlung/-beschaffung und der anschließenden Zusammenfassung geprägt.

Lageerklärung: Warum ist die Situation so und nicht anders? Was hat dies für Ursachen? An dieser Stelle müssen analytische Schritte im engeren Sinne vorgenommen werden. Die

Lage soll vollständig nachvollzogen werden. Hierzu werden die bisherigen Arbeitsergebnisse bewertet und mit eigenen oder fremden Theorien in Beziehung gesetzt. Das vorhandene Material muss überprüft werden, ob es Theorien stützt oder ihnen widerspricht. Ggf. müssen Theorien verändert werden und/oder zusätzliche Materialien/Informationen beschafft werden.

Lageausblick: Was wird sein? Wie wird sich die Lage weiterentwickeln? Wird die Lage bedrohlicher oder entspannt sie sich? Hier müssen Prognosen vor dem Hintergrund eigener oder fremder Erfahrungen erarbeitet werden. An dieser Stelle können zum Beispiel Zeitreihen untersucht und Trends überprüft werden.

Entscheidungsvorbereitung: Stehen Entscheidungen an? Muss etwas unternommen werden, ggf. um eine als gefährlich erachtete Lage zu entschärfen? Welche Entscheidungen können das sein? Muss vorab jemand unterrichtet werden? Müssen ggf. noch weitere Informationen beigezogen werden; ist also die Angelegenheit möglicherweise noch gar nicht entscheidungsreif? Mögliches Hilfsmittel ist das Brainstorming.

Entscheidung: Welche Entscheidung ist die richtige? Ist die Entscheidung adäquat? Was geschieht nach der Entscheidung? Mögliche Hilfsmittel: Entscheidungsbaum, Entscheidungsmatrix, Schätzungen.

Entscheidungsverlaufskontrolle: Verlaufen die Ereignisse nach der Entscheidung tatsächlich so, wie vorhergesagt? Gibt es erhebliche Abweichungen? Warum? Gibt es sogar unvorhergesehene Entwicklungen? Müssen Entscheidungen ggf. revidiert werden, weil die Situation zu eskalieren droht?

(entnommen aus: Frei/Ruloff)

c) Und schließlich sei noch ein **drittes Auswertungsmodell** vorgestellt, welches sich im wesentlichen an dem bisherigen klassischen Lagebilderfordernis anlehnt: Das erweiterte Lagebild muss nicht nur hinreichend genau und aktuell sein. Es

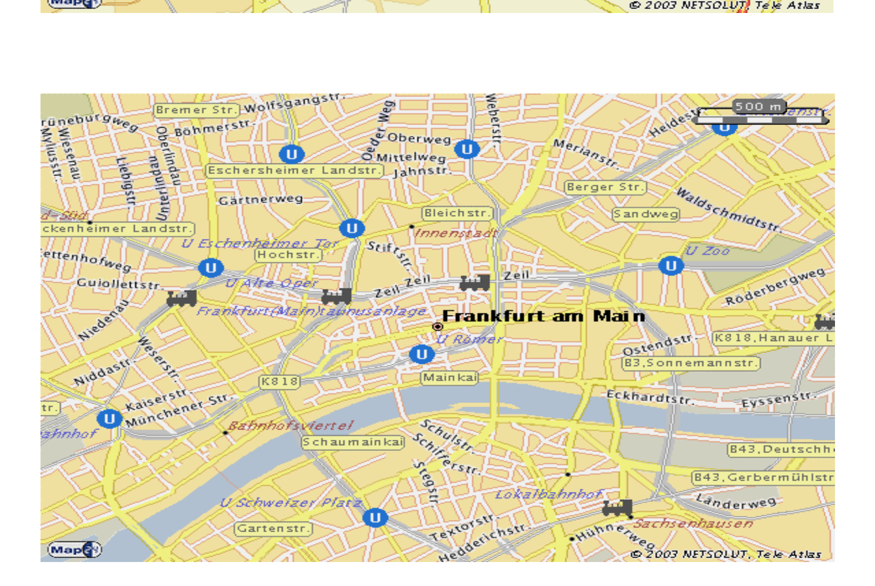
muss nicht nur Auskunft geben über den jeweiligen Zustand des Beobachtungsobjektes (wie im bisherigen klassischen Modell zum Beispiel die Grunderkenntnisse). Darüber hinaus muss das Lagebild auch Auskunft geben können über den Gefährdungsgrad und die potentiellen Möglichkeiten des Beobachtungsobjektes.

Hierzu gehört beispielsweise, Antworten auf die Fragen zu finden, zu welchen Aktionen das Beobachtungsobjekt ggf. aus dem Stand heraus fähig ist. Das Beobachtungsobjekt hält sich bislang mit diesen Aktionen aus bestimmten, möglicherweise taktischen Gründen zurück. Aber diese Frage kann von außerordentlicher Bedeutung sein. Es geht nämlich darum, von möglichen Entwicklungen nicht überrascht zu werden und entsprechende Vorsichtsmaßnahmen vorzubereiten, damit ggf. nicht wertvolle Zeit verloren geht.

Dies hat zur Folge, dass ein Lagebild ständig überprüft werden muss, ob seine Aussagefähigkeit noch hinreichend ist. Dazu müssen ggf. auch die Instrumente, mit denen Informationen gewonnen und anschließend analysiert werden, ständig daraufhin überprüft werden, ob sie für die notwendige Erkenntnistiefe noch ausreichen. Der Auswertung kommt insofern eine Schlüsselposition zu: Sie steuert ihre Informationskanäle und ihre Analysen selbsttätig und passt sie im Idealfall an die Gegebenheiten des Beobachtungsobjektes an.

Die Anwendung solcher Modelle, die unter einer jeweils anderen Perspektive einen Blick auf den jeweiligen Aufklärungsgegenstand werfen und damit unterschiedliche Schwerpunkte bei der Erarbeitung des Lagebildes betonen (vgl. auch Zoller), ist nun nicht von rein hypothetischem Interesse. Denn jedes Modell betont eine andere Fokussierungsebene. Man kann sich dies an der Darstellungsart eines Atlasses vorstellen: hier gibt es politische und geographische Darstellungsarten. Je nach Darstellungsart„spricht“ die Karte anders zum Betrachter. Eine politische Karte enthält andere Informationen als eine geographische, obwohl beide Karten dasselbe Gebiet beschreiben. Um die Bedeutung, die der Fokussierungswahl zukommt, zu unterstreichen, dient Abbildung 11:


2000 m
K809,Hügelstr.
Dornbusch
L3004,Rosa-Luxemburg-Str.
Hausen
A661
Riederwald
Westend-Nord
Nordend-Ost
Bockenheim
Bornheim
Westend-Süd
Innenstadt
Ostend
Frankfurt am Main
Bahnhofsviertel
Sachsenhausen-Nord
Gutleutviertel
Sachsenhausen-Süd
Oberrad
Niederrad
Goldsteinstr.
B3,Darmstädter Landstr.
© 2003 NETSOLUT, Tele Atlas


500 m
Bremer Str.
Wolfsgangstr.
Bohmerstr.
Oeder Weg
Oberweg
Mittelweg
Weberstr.
Merianstr.
Eschersheimer Landstr.
Jahnstr.
Gärtnerweg
Berger Str.
Waldschmidtstr.
Bleichstr.
Sandweg
Innenstadt
U Eschenheimer Tor
Hochstr.
Stiftstr.
U Zoo
Guiollettstr.
U Alte Oper
Zeil
Röderbergweg
Frankfurt(Main)Taunusanlage
Frankfurt am Main
U Römer
Ostendstr.
Niedenau
Niddastr.
B3,Sonnemannstr.
K818
Mainkai
Kaiserstr.
Münchener Str.
Eckhardtstr.
Eyssenstr.
Bahnhofsviertel
Schaumainkai
Schulstr.
Schifferstr.
Stegstr.
Lokalbahnhof
Landerweg
U Schweizer Platz
Gartenstr.
Textorstr.
Hedderichstr.
Sachsenhausen
Hühnerweg
© 2003 NETSOLUT, Tele Atlas

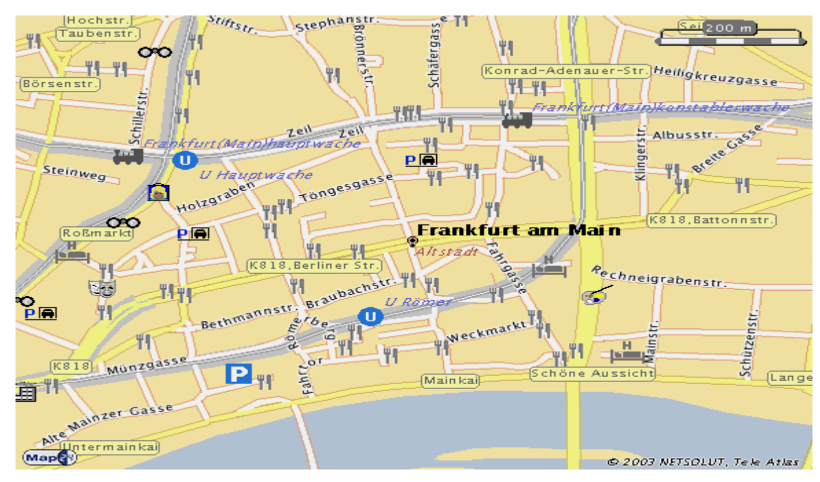


Abbildung 11: entnommen aus: www.map24.de

Je nach Fokussierungsebene wird das Bild einerseits genauer, d.h. es werden mehr Einzelheiten erkennbar, umgekehrt geht dies zu Lasten der Ausdehnung des Bildes (Umfeld). Fokussiert man dagegen auf den größeren Gesamtzusammenhang, gehen dafür die Einzelheiten verloren. Genau vor diesem Problem steht auch die nachrichtendienstliche Informationsauswertung: Die Wahl der Fokussierungsebene und die Unterschiedlichkeit der Darstellungsart des Lagebildes sind von entscheidender Bedeutung. Denn die Art der Darstellung beeinflusst das daran anschließende Denken, und dies wiederum bestimmt das Handeln. Das heißt zum Beispiel, dass Denken durch die vorweggenommene Strukturierung gebahnt und Handeln danach ausgerichtet wird. Das Lagebild wird also von der jeweiligen Perspektive geprägt sein. Es ist aber bedeutsam, welche Perspektive gewählt wird. Denn je nach dem, wie das Lagebild ausfällt, müssen entsprechende Gegenmaßnahmen ergriffen werden. Dies kann darin gipfeln, dass die Auswertung Informationen vorliegen hat, die in ihrer Gesamtschau nur ein diffuses Bild ergeben. Das Bild würde dann deutlicher, wenn klarere Vorstellungen darüber vorlägen, wie die Informationen anders interpretiert werden könnten. Aber solange man eine Entwicklung bloß „beglei-

tet“, die in eine Richtung weist, die man für bislang völlig ausgeschlossen hält, „sieht“ man diese Entwicklung nicht.

In solchen Fällen bietet die Psychologie einige Hilfestellungen an, um derartige Fehler zu vermeiden. So sollten bestimmte Aufgaben und Probleme in Gruppenarbeit gelöst werden. Die Psychologie hat vergleichsweise intensiv die Bedingungen untersucht, wann Aufgaben besser allein und wann besser in Gruppen bearbeitet werden sollten. Denn nicht in jedem Fall ist der Einsatz einer Gruppe ratsam; eine Gruppe kann durchaus schlechter abschneiden als eine Einzelperson. Es kommt überwiegend auf die Art der Aufgabenstellung an. Als grobe Faustregel hilft die Feststellung weiter, dass Aufgaben von relativer Einfachheit besser allein gelöst, komplexere Aufgaben besser in der Gruppe bearbeitet werden. So löst zum Beispiel eine Gruppe ein Kreuzworträtsel besser als eine Einzelperson, eine Einzelperson entwirft aber ein Kreuzworträtsel besser als eine Gruppe. Aber nicht nur die Art der Aufgabe ist ausschlaggebend, ob Gruppenarbeit bessere Arbeit liefert als Einzelarbeit. Weitere Faktoren für leistungsfördernde Ergebnisse sind:

- die Gruppengröße sollte etwa 5 Mitglieder umfassen
- die Gruppenmitglieder sollten intakte Beziehungen untereinander aufweisen
- für alle Gruppenmitglieder sollten gleiche Rechte bestehen
- alle Gruppenmitglieder sollten vorher festgelegte Regeln einhalten
- mindestens ein Fachmann sollte Mitglied der Gruppe sein

Umgekehrt haben psychologische Untersuchungen ergeben, dass es auch Faktoren gibt, die einen leistungsmindernden Einfluss auf Gruppenarbeit haben.

Dies sind:

- nicht mehr kontrollierbare Gruppenprozesse, zum Beispiel kollektiver Realitätsverlust, Selbstzensur bei Abweichung vom Gruppenkonsens oder Stereotypisierungen,
- Führungsprobleme innerhalb der Gruppe (zum Beispiel Führungsstil oder Beziehungen zwischen den Gruppenmitgliedern)
- Akzeptanzerwartungen hinsichtlich des Gruppenarbeitsergebnisses (wenn zum Beispiel die Gruppe vermutet, ihr Lösungsvorschlag werde nicht akzeptiert)

Eine Gruppe sollte, bevor sie zum Einsatz kommt, auf jeden Fall Rahmenbedingungen vorfinden, innerhalb derer sie arbeiten kann. Dies sind sowohl persönliche als auch strukturelle Rahmenbedingungen: die Gruppenmitglieder sollten vor der ersten Sitzung schon genügend Kontakthäufigkeiten aufweisen (keine Fremden) und sie sollten bestimmte Ähnlichkeitsmerkmale aufweisen. Daneben sollte die Gruppe eine geeignete räumliche Nähe aufbauen (eigener Gruppenraum), unmittelbar miteinander in Beziehung treten, ihre Kommunikation formalisiert, also Regeln folgend, betreiben, möglichst kleine Arbeitseinheiten schaffen und Arbeitsinhalte strukturieren.

7. Ökologische Aspekte

Ein vergleichsweise junges Teilgebiet der Psychologie ist die ökologische Psychologie. Dieser Teilbereich geht der Frage nach, wie stark die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und seiner Umwelt ausfallen und wie sie sich gegenseitig beeinflussen. Der Mensch wird durch Umwelteinflüsse geprägt, aber auch er wirkt auf seine Umwelt ein und verändert sie. Dabei ist nicht nur die physische, sondern auch die psychische und soziale Umwelt, vereinfacht ausgedrückt die immaterielle Umwelt, gemeint. Nun setzt sich die ökologische Psychologie u.a. mit der Frage auseinander, wie der Einzelne und auch die Gemeinschaft die wahrgenommene Einen-

gung der Verhaltensspielräume – „die Umwelt prägt viel eher den Einzelnen als umgekehrt“ - wenn auch nicht völlig aufheben, aber zumindest doch entgegen wirken können. Es geht darum, Handlungsspielräume zu erkennen und umzusetzen. Es gibt bemerkenswerte Studien in dieser Richtung, die zum Beispiel untersucht haben, wie bestimmte äußerliche Vorgaben, Rahmenbedingungen, das menschliche Verhalten determinieren. Bringt man eine Person in eine solche vorbereitete Situation, läuft das anschließende Verhalten der Person streng programmiert ab. Sie verhält sich wie alle Personen in diesem „setting“, so der Fachbegriff. Verhaltensvariable, die eigentlich die Individuen voneinander unterscheiden, wie zum Beispiel bestimmte Charaktereigenschaften und Persönlichkeitszüge, treten vollkommen in den Hintergrund und lassen nur noch ein bestimmtes Verhaltensrepertoire zum Zuge kommen. Das kann soweit gehen, dass das setting diejenigen Personen, die ihre Verhaltensweisen diesem setting nicht anpassen wollen, ausschließt. In solchen Situationen wird individuelles Verhalten als nicht mehr möglich wahrgenommen. Menschliches Verhalten wird nahezu vollständig eingeengt und auf ein Minimum reduziert. Es besteht der Verdacht, dass, je häufiger ein Mensch in solche Situationen hineingerät und er umso mehr eingeengte Verhaltenssituationen antrainiert bekommt, irgend wann überhaupt keinen Handlungsspielraum mehr wahrnimmt, obwohl er objektiv vorhanden ist. Warum dies so ist und wie dies verändert werden kann, sind Fragen, mit denen sich die ökologische Psychologie beschäftigt. Es geht darum, dass die zunehmenden Abhängigkeiten, denen sich ein Mensch in dieser Welt ausgesetzt sieht, erhöhte Anforderungen an die kognitiven und emotionalen Verarbeitungsstrategien des Menschen stellen. Die Verbesserung der Verarbeitungsstrategien sollen dazu beitragen, dass individuelle Handlungsleistungen als eigenständig erlebt, gefördert und zur Problemlösung eingesetzt werden.

Dies soll durch ein Beispiel verdeutlicht werden: Der Biologe H. Markl (zit. nach Miller) hat einen Fünf-Stufen-Plan aufgestellt, mit dem man üblicherweise an Probleme herangeht:

1. Ein Problem wird einfach geleugnet oder ignoriert
2. Wenn das nicht hilft und das Problem bleibt bestehen oder verschärft sich sogar noch, dann wird das Problem zerredet
3. Bleibt das Problem immer noch bestehen, so hofft man, dass jemand anders das Problem löst
4. Hilft auch das nicht, kann man jemanden ausdrücklich mit der Lösung beauftragen (Fachmann, Unterausschuss usw.)
5. Nützt auch das nichts, so muss man wohl oder übel selbst an die Sache herangehen und das Problem lösen.

Wenn eine solche Herangehensweise an Probleme antrainiert und generalisiert wird, so besteht die Gefahr, dass wertvolle Zeit verloren geht. Man vertraut auf die schleichende Erosion des Problems bzw. auf die Selbstlösungsfähigkeit eines Systems. Häufig nimmt aber auch das System das Problem nicht wahr. So wird Verantwortung zugeschoben, die der andere - da nicht in seine Zuständigkeit fallend - überhaupt nicht zur Kenntnis nimmt bzw. nehmen will. Die ökologische Psychologie untersucht den Zusammenhang zwischen der zunehmenden Komplexität unserer Lebensbedingungen - und damit unserer Umwelt insgesamt - und wie die Menschheit sich trotz der Begrenztheit ihres Verarbeitungsapparates darauf einstellen kann.

Auch an dieser Stelle treten Parallelen zur Tätigkeit der Auswertung auf. Die Auswertung sieht sich einer immer größer werdenden Komplexität der Aufklärungsobjekte gegenübergestellt. Gleichzeitig erhöhen sich aber auch die Anforderungen an die Nachrichtendienste. Nicht nur eine verbesserte Genauigkeit der Lagebilder wird von den Nachrichtendiensten eingefordert sondern auch verbesserte Prognosefähigkeiten. Die zunehmende Komplexität hinsichtlich der aufzuklärenden Sachverhalte könnte in Verbindung mit den gestiegenen Anforderungen einen solchen Druck auf den Mitarbeiter in der Auswertung auslösen, dass dieser keinen

Handlungsspielraum mehr wahrnimmt. Die Gefahr kann aber auch intern auftreten: Werden gegenüber der Auswertung solch einengende Rahmenbedingungen gesetzt, z.B. formaler oder zielsetzender Art, kann der gleiche Effekt auftreten. Die Folge wäre eine resignative Einstellung auf individueller und institutioneller Ebene.

Die Auswertung muss mithin in der Lage sein, ihre Probleme zu erkennen. Dementsprechend muss die Auswertung ihr Instrumentarium schärfen und im Hinblick auf die Aufgabenstellung adäquat fokussieren. Daraufhin muss sie ein plausibles Lagebild entwerfen, anschließend die politische Leitungsebene überzeugen und diese muss gewillt sein, das Problem zu erkennen und zu akzeptieren. Das Lagebild muss tragfähig sein für weitere, unter Umständen schwerwiegende Entscheidungen.

Die ökologische Psychologie greift aber auch Themen auf, die die klassischen Ansätze bereits behandelt haben; fördern aber nochmals erweiterte Erkenntnisse zu Tage, in dem sie neue Zusammenhänge beschreibt. Wie bereits festgestellt, ist menschliche Wahrnehmung (vgl. Kapitel 1) sehr selektiv. Die Auswahl von Informationen wird dabei von Vor-Erfahrungen und Erwartungen mitbestimmt. Dabei spielen nicht nur Motiv- und Interessenlagen hinsichtlich dieser in der Vergangenheit liegenden Vor-Erfahrungen sondern auch während der jeweiligen aktuellen Situation eine wesentliche Rolle. Informationen, die mit der Interessenlage übereinstimmen, werden eher aufgenommen als solche, die der Interessenlage widersprechen:

> *„Stellen wir uns vor, ein Ehepaar besichtigt die Akropolis. Er, als begeisterter Fotoamateur, erzählt später Freunden im wesentlichen von den „tollen“ Lichtverhältnissen und den „Super-Kameras“ der japanischen Touristen. Sie, eine engagierte Umweltschützerin, erzählt erschüttert von dem Zerfall der Akropolis, dem Verkehrslärm, der bis zu ihr hochschallt, und der schlechten Luft. Die Freunde, beide „Kultur-Fans“, sind erschüttert darüber, dass unser Ehepaar so wenig*

Aufmerksamkeit für die dort befindlichen Kulturgüter hatte.“

(Beispiel zitiert nach Miller, 1986 S. 139)

Umgekehrt kann man auch eine Wahrnehmungsabwehr feststellen: unangenehme Reize werden langsamer wahrgenommen oder ganz verdrängt. Vergegenwärtigt man sich aber, dass Motiv- und Interessenlagen von der Umwelt mitbestimmt werden, so zeigt dies das komplizierte Wechselverhältnis zwischen Umwelt und Person auf.

Auch hier bestehen Analogien zur nachrichtendienstlichen Informationsauswertung: auch von dieser Art der Selektion kann sich ein Nachrichtendienst nicht frei sprechen. Hat die Auswertung vielleicht Sympathie für ihren Beobachtungsbereich („Na, so ganz falsch ist ihr Anliegen ja nicht“) oder steht sie dem Aufklärungsgegenstand völlig feindlich gegenüber, vielleicht noch geprägt durch ein belastendes persönliches Erlebnis, so fällt entsprechend die Aufnahme der Informationen und deren Bewertung aus.

8. Schlussbemerkung

Die nachrichtendienstliche Auswertung gleicht einem ahnungslosen Puzzle-Spieler: sie bekommt einzelne Puzzlestücke vorgelegt und soll aus diesen Stücken ein möglichst komplettes Bild fertigen. Aber die Auswertung hat keine Vorlage, der Verpackungskarton fehlt; sie weiß nicht, was das fertige Bild später darstellen wird: eine Flusslandschaft oder eine Städteansicht bei Nacht. Außerdem hat sie nicht alle Puzzlestücke zur Verfügung. Manchmal sind es nur relativ wenige Stücke, vielleicht weniger als die Hälfte. Sie weiß noch nicht einmal, wie viele Puzzlestücke es überhaupt gibt: 500, 1.000 oder sogar 5.000? Und auch die Randstücke sind nicht vollzählig. Vielleicht handelt es sich sogar um ein dreidimensionales Puzzle. D.h., die Auswertung tappt dann im Dunkeln, wenn sie noch nicht einmal weiß, worauf sie ihren Verarbeitungsapparat fokussieren soll. Und unter diesen Umständen soll sie nun

ein aussagekräftiges Bild erarbeiten. Das Bild hat mehr oder minder große Lücken, wenn denn die vorhandenen Puzzleteile verbaut sind. Diese Lücken muss die Auswertung sinnvoll ergänzen: entweder durch gezielte Beschaffung weiterer Puzzlestücke oder durch bloße gedankliche Hinzufügung. Anschließend muss die Auswertung das vorliegende Teilbild auch interpretieren: Ja, das Teilbild lässt nur einen möglichen Schluss zu: Flusslandschaft. Oder ist die Schlussfolgerung zu früh? Müssen doch noch weitere Puzzlestücke besorgt werden? Und wenn ja, geht man auf die Suche nach solchen Stücken, die die Vermutung der Auswertung bestätigen (Flusslandschaft), also vorwiegend blaue und grüne Puzzleteile? Oder hat die Auswertung es womöglich doch mit einer Stadtansicht bei Nacht zu tun? Manchmal sind nur Teile des Puzzles wirklich eindeutig: kein Zweifel, eine Brücke! Aber hinsichtlich des Gesamtbildes klaffen Lücken. Brücke über einer Flusslandschaft oder in einer Stadtansicht?
Auch hier lässt sich eine Anleihe entnehmen aus der Psychologie: das vorstehend beschriebene Phänomen ist hinsichtlich der bewussten Wahrnehmung als Bottom-up und Top-down-Verarbeitung bekannt. Das menschliche Wahrnehmungssystem zieht Informationen aus der Umwelt und abstrahiert diese für das persönliche Verarbeitungssystem (bottom-up). Reichen diese Informationen nicht aus, wird versucht, diese Lücken dadurch zu schließen, dass Erinnerungen aus dem Vorerfahrungssystem (abstrakt) auf diesen Einzelfall (konkret) übertragen werden (top-down). Der Vorgang des Lesens kommt im Prinzip diesem System sehr nahe. Zügiges Lesen bedeutet eigentlich nichts anderes, als das einzelne Buchstaben in Bruchteilen von Sekunden zu Wörtern sinnhaft ergänzt werden. Beim Wort „Auswertung" wird nicht jeder Buchstabe im einzelnen „gelesen", sondern vielmehr ergänzt ein Leser zum Beispiel die Buchstaben „A" „u" „s" „w" „r" „t" „u" „g" = Auswertung.

Der ehemalige CIA-Mitarbeiter Richard Heuer (1999) spricht in diesem Zusammenhang von einem natürlichen und einem künstlichen Nebel, in dem der Auswerter steckt. Nicht nur der Aufklärungsgegenstand umgibt sich mit einem künstlichen

Nebel, entzieht sich gewollt mehr oder weniger intensiv einer Aufklärung. Der Aufklärungsgegenstand streut möglicherweise sogar Falschinformationen, wirft, um im Bild zu bleiben, fehlerhafte Puzzlestücke ins Spiel. Auch der natürliche Nebel, die Probleme, mit denen es die Auswertung im Rahmen ihrer Arbeit zu tun hat, wie zum Beispiel begrenzte Ressourcen, begrenzte Informationsverarbeitungskapazitäten, Termindruck und viele Dinge mehr, ist häufig undurchdringlich.

Eine Reihe der vorstehend genannten Problemfelder, die auf den Auswertungsvorgang Auswirkungen haben, weisen auf den ersten Blick erstaunliche Ähnlichkeiten zu einem neueren psychologischen Ansatz auf, der sogenannten Person-System-Interaktionstheorie (PSI). Diese von Kuhl aufgestellte Theorie beschreibt und erklärt u.a. sehr dezidiert die Auseinandersetzung des Individuums mit seiner Umwelt, den Systemumständen. Die Erklärungsansätze, unter welchen wechselhaften und gegenseitig beeinflussenden Bedingungen dies geschieht, untermauern die Vermutung, dass viele ähnliche Vorgänge, die sich während des **Auswertungsvorganges** abspielen, nach prinzipiell denselben Mustern und Voraussetzungen ablaufen. Dies würde den eingangs des Aufsatzes vermuteten Zusammenhang zwischen den Informationsverarbeitungsprozessen auf Mikroebene einerseits und auf Makroebene andererseits, - wenn nicht mehr nur individuelle sondern institutionelle (nachrichtendienstliche) Informationsverarbeitung betrieben wird - , bestätigen. Empirische Untersuchungen in dieser Richtung wären nicht nur für die Psychologie sondern auch für die Weiterentwicklung des Lehrfaches „nachrichtendienstliche Informationsauswertung“ von größtem Interesse.

Der frühere CIA-Mitarbeiter Frank Watanabe (1997) hat 15 Grundsätze aufgestellt, nach denen sich Auswerter eines Nachrichtendienstes richten sollten:

- Vertrauen sie ihren eigenen professionellen Urteilen
- Fürchten sie sich nicht, Fehler zu machen

- Es ist besser, sich zu irren, als seine Arbeit nicht zu machen
- Vermeiden sie Unterstellungen
- Informationen sind ohne Wert, wenn sie nicht verbreitet werden
- Geben sie sich nicht mit dem kleinsten Nenner zufrieden
- Wenn jeder dem Ergebnis zustimmt, stimmt was nicht
- Teilen sie ihrem Kunden nur mit, was wichtig ist
- Die Form ist nicht so wichtig wie der Inhalt
- Betreiben sie aggressiv Informationssammlung
- Nehmen sie formale Änderungen von Chefs nicht so wichtig
- Lernen sie ihre Mitspieler in der "community" kennen
- Lassen sie ihre Karriere nie vor ihre Arbeit gehen
- Verfallen sie nicht in einen Popularitätswettbewerb
- Nehmen sie ihre Arbeit und sich selbst nicht zu ernst

Diese Regeln sind bislang empirisch nicht überprüft worden, es ist daher leider nicht möglich zu sagen, ob die Befolgung dieser Grundsätze tatsächlich den Auswertungsvorgang insgesamt störungsunanfälliger machen. Wünschenswert wäre, im Rahmen von Untersuchungen empirisch überprüfte Angaben zu bekommen, welche Regeln die Auswertung in welcher Situation beachten sollte, um zu einem möglichst objektiven und zutreffenden Lagebild zu kommen.

Die Tatsache, dass über den Auswertungsvorgang und dessen Verbesserung reflektiert werden muss, ist jedenfalls in der nachrichtendienstlichen „community" vergleichsweise unbestritten. Nicht nur die Ereignisse am 11. September 2001 mahnen die Nachrichtendienste, ihr **gesamtes** Instrumentarium zu überprüfen und zu optimieren.

9. Literaturangaben

Borchert, Heiko u.a. (2003). Sicherheitspolitische Führung und die Rolle der Nachrichtendienste – Vorlesung 6.504 „Sicherheitspolitik“ am 16. Juni 2003 an der Universität St. Gallen www.borchert.ch/paper/HSG_0616_ND.pdf

Büchler, Heinz; Meywirth, Carsten; Vogt, Sabine (1998). Braucht die kriminalpolizeiliche Auswertung eine Neuorientierung? In: Bundeskriminalamt (Hrsg.) Festschrift für Horst Herold zum 75. Geburtstag

Dulisch, Frank. (2003). Psychologie der Mitarbeiterbeurteilung und der Personenwahrnehmung. www.personalbeurteilung.de

Fischer, Lorenz (Hrsg). (1991). Arbeitszufriedenheit – Beiträge zur Organisationspsychologie Bd. 5. Stuttgart: Verlag für angewandte Psychologie

Frei, Daniel/Ruloff, Dieter. (1988). Handbuch der weltpolitischen Analyse 2. Auflage. Grüsch (CH): Verlag Rüegger

Heuer, Richard. (1999). Psychology of intelligence Analysis. http://www.cia.gov/csi/books/19104/art2.html

Hofstätter, Peter R. (1986). Gruppendynamik, Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag

Kriz, Jürgen/Lück, Helmut/Heidbrink, Horst. (1987). Wissenschafts- und erkenntnistheoretische Grundlagen der Psychologie, Hagen: Kurs 3255 der Fernuniversität Hagen. unveröffentlichtes Studienmaterial

Kuhl, Julius. (2001). Motivation und Persönlichkeit – Interaktionen psychischer Systeme. Göttingen: Hogrefe-Verlag

Lefrancois, Guy R. (1986). Psychologie des Lernens. Berlin: Springer-Verlag

Legewie, Heiner/Ehler, Wolfram. (1999). Handbuch Moderne Psychologie. Augsburg: Weltbild Verlag GmbH

Lück, Helmut, E. 1984. (1984). Psychologie der sozialen Beeinflussung – Konformität und Gehorsam Hagen: Kurs 3272 der Fernuniversität Hagen. unveröffentlichtes Studienmaterial

Lück, Helmut E. (1989). Einführung in die Psychologie sozialer Prozesse. Hagen: Kurs 3251 der Fernuniversität Hagen. unveröffentlichtes Studienmaterial

Lück, Helmut E./Rippe, Hans-Jörg/Timaeus, Ernst. (1989). Einführung in die Psychologie. Hagen: Kurs 3250 der Fernuniversität Hagen, unveröffentlichtes Studienmaterial

Mann, Leon. (1987). Sozialpsychologie. München: Psychologie Verlags-Union

Miller, Rudolf. (1986). Einführung in die ökologische Psychologie. Opladen: Leske Verlag und Budrich GmbH

Rosenstiel, Lutz von. (1994). Arbeitsgruppe und Führung. Hagen: Kurs 4756 der Fernuniversität Hagen. unveröffentlichtes Studienmaterial

Sader, Manfred. (2000). Psychologie der Gruppe. Weinheim: Juventa-Verlag

Schuh, Horst. (1981). Das Gerücht – Psychologie des Gerüchts im Krieg. München: Bernard & Graefe Verlag

Watanabe, Frank. (1997). Fifteen Axioms for Intelligence Analysts, http:/www.odci.gov/csi/studies/97unclass/axioms.

Zimbardo, Phillip G./Gerrig, Richard J. (1999). Psychologie 7. Auflage. Berlin: Springer-Verlag

Zoller, Manfred, Die Intelligence-Acht. Überlegungen zu einer wissenschaftlichen Annäherung an nachrichtendienstliches Tun in: Litzke, Sven Max (Hrsg.). (2003) Nachrichten-

dienstpsychologie I Beiträge zur inneren Sicherheit. Brühl: Fachhochschule des Bundes, Brühl. S. 11 ff.

Das narrative Interview

Zusammenfassung

Das narrative Interview will nicht nur die inneren Zustände des Erzählenden aufdecken. Es geht vielmehr darum, den gesamten Erfahrungs- und Orientierungsbestand des Erzählenden zu rekonstruieren. Dabei muss der Befragereinfluss weitestgehend eliminiert werden. Erst das freie Erzählschema bietet dem Interviewten hierzu nicht nur den nötigen Spielraum sondern zwingt ihn gleichzeitig, sich mit dem Geschehensablauf während des Interviews auseinander zu setzen und entsprechend zu verbalisieren. So wird er an solchen Stellen der Erzählung z.B. Detaillierungen, Hintergrunddarstellungen, abstrakte Schlussfolgerungen und Wertung vornehmen, zu denen er sich hier veranlasst sieht. Die Auswertung eines solchen narrativen Interviews versucht nunmehr, diese Art der Erzähldarstellung zu rekonstruieren, um auf diese Weise Rückschlüsse auf die Verwicklung des Erzählenden in die Situation ziehen zu können.

1. Einleitung

In Zusammenhang mit der psychologischen Erforschung von Lügenmerkmalen wurden Versuchspersonen gebeten einzuschätzen, wann eine Versuchsperson während eines Gespräches oder Berichts lügt und wann nicht. Die Ergebnisse zeigten[1], dass bei den meisten Versuchspersonen keine besondere Befähigung bestand, Lügen zu bemerken. Einige Personen dagegen lagen signifikant mit ihren Einschätzungen besser. Erste Erkenntnisse deuten darauf hin, dass diese „Experten“ auch kurze, vorwiegend „blitzlichtartige“ mimische Gefühlssignale bemerken, die von „normalen“ Versuchspersonen nicht bemerkt werden. Es handelt sich um Signale und Äußerungen, die außerhalb der eigentlichen Kommunikationsübermittlungsebene liegen. Diese „Experten“ verfügen über die Fähigkeit, auch andere Signale zu bemerken und sie in Beziehung zu den eigentlichen Äußerungen zu setzen und auf ihre Konsistenz hin zu überprüfen.

Ein wissenschaftliches Instrument, dass einen ähnlichen Weg geht, ohne allerdings mit der ausdrücklichen Zielsetzung, Lügen zu entlarven, ist das narrative Interview. Mit Hilfe des narrativen Interviews sollen Inhalte und Beziehungen aufgedeckt werden, zu denen der Interviewte selbst gar nicht in der Lage ist.

2. Ziele des narrativen Interviews

Das narrative Interview wurde im Zuge der Desaster-Forschung entwickelt und beruht auf einer Stegreiferzählung. Dies bedeutet, dass der Interviewte zu einer narrativen Eröffnungsfrage Gelegenheit erhält, ausführlich über erlebte Ereignisse zu berichten. Die Wahl der Erzählmittel obliegt ganz

---

[1] Litzcke, Sven Max: Nonverbale Lügen- und Machtmerkmale (2003), S. 143 ff

allein dem Interviewten. Er sollte dabei möglichst nicht unterbrochen werden. Die Aufrechterhaltung des Erzählflusses ist dabei von entscheidender Bedeutung. Erst wenn der Erzählfluss von selbst zum Erliegen kommt, sollte durch gezielte Nachfragen der Interviewte zu Nacherzählungen angeregt werden.

Mit dieser Vorgehensweise werden gleich mehrere Ziele verfolgt:

- Die erlebten und zunächst „vereisten“ Erlebnisse des Interviewten sollen durch die Erzählaufforderung wieder „aufgetaut“ werden
- Die geschilderten Erlebnisse und die Art und Weise der geschilderten Erlebnisse geben Einblick in die „Verarbeitungsstrategie“ des Interviewten, wie er die Ereignisse in seiner persönlichen Subjektivität erlebt hat, wie er sich in diesem Ereignisstrom selbst verortet, seine Verwicklung darin begründet und damit „seinen“ Anteil daran erklärt.
- Die Darstellungsart soll ferner Aufschluss geben über die Wechselwirkung zwischen Person und sozialem Umfeld
- In der Erzähldarstellung kommt auch Ausgeblendetes und Verdrängtes zum Ausdruck
- Die Erzähldarstellung gibt einen Einblick in die eigentheoretischen Bemühungen des Interviewten, d.h. er versucht z.B. Vorgänge zu erklären und liefert damit Hinweise auf seine persönlichen Erklärungsmuster

Das narrative Interview ist ein Tiefeninterview. Es soll aufzeigen, welche Verarbeitungsstrategien der Interviewte einsetzt, wie er in soziale Prozesse eingebunden war und noch ist, wie seine persönliche Sicht der Dinge ist.[2]

---

[2] „Das Hirn jedes Menschen repräsentiert eine eigene Welt. Wir haben jetzt also etwa sechs Milliarden Welten...“ (Grünbein, 2003)

Das narrative Interview erlaubt mithin einen Blick auf die Außen- und Innenwelt des Interviewten. Dies bedeutet, dass nicht nur das abgelaufene Ereignis aus der Sicht des Interviewten Gegenstand des Interesses ist, sondern auch, wie die Außeneinflüsse währenddessen eine Veränderung des Erzählenden bewirkt haben.

3. Soziologischer Hintergrund

Dieser Anspruch, den das narrative Interview erhebt, leitet sich aus der Soziologie ab. Zwei soziologische Theorien sind der interaktionistische Situationsansatz und der Konstruktivismus. Diese gehen – in groben Zügen erklärt - davon aus, dass sich gesellschaftliche Phänomene aus dem Alltag heraus entwickeln. Im Alltag macht der Mensch Erfahrungen, diese Erfahrungen speichern sich z.B. unter der Kategorie „erfolgreich“ oder „erfolglos“ im Gedächtnis ab. Es entsteht sogenanntes Alltagswissen. Jeder Mensch wird in eine konkrete Lebensumgebung hineingeboren. In dieser Umgebung existieren bestimmte physikalische Grundgesetze: alles, oder fast alles, fällt zu Boden (Gravitationsgesetz). Aber auch andere als nur naturwissenschaftliche Gesetze erlangen Gültigkeit: immer wenn ein Säugling schreit, erhält er Nahrung oder ihm werden die nassen Windeln gewechselt. Und so setzen sich diese Erfahrungen des Kleinkindes hinsichtlich seiner Erwartungen an die Erwachsenenwelt und umgekehrt, die die Erwachsenenwelt an das Kleinkind hat, fort. Immer weiter bauen sich für den heranwachsenden Menschen soziale Gesetzmäßigkeiten wie zu einer Pyramide auf.

Dieses Wissen über die Alltagswelt verfestigt sich zu Mustern und Systemen. Der Mensch erfährt, dass z.B. Diebstahl gesellschaftlich nicht erwünscht, ja sogar unter Strafe gestellt ist. Dieses Gesamtmuster von Welt, das man als Lebenswelt bezeichnet, erlebt der Mensch aber nicht nur für sich allein. Auch andere Menschen machen die selben oder zumindest ähnliche Erfahrungen. Jeder Mensch teilt diese Erfahrungen mit anderen Menschen, und die Menschen wissen davon un-

tereinander. Im Erfahrungsaustausch mit anderen erlebt er, dass auch der Andere weiß, dass Diebstahl unerwünscht ist. So werden u.a. Normen und Werte einer Gesellschaft vermittelt. Bezugssysteme werden aneinander angeglichen und miteinander verknüpft. Lebenswelten überschneiden sich. Und in der Alltagspraxis erfährt der Mensch auch, dass diese Verknüpfungen immer wieder aufs Neue bestätigt werden. Sie verfestigen sich, sie werden „sicher“ und bewähren sich im Alltag.

Damit übernehmen diese Verknüpfungen eine ganz entscheidende Funktion. Sie entlasten den Mensch von der jeweiligen Neudefinitionen von Situationen. Er muss nicht bei jeder neuen Situation darüber reflektieren, um was für eine Lage es sich handelt, wie er sich verhalten soll und welche Regeln er beachten muss, wenn er mit anderen kommuniziert. Selbstverständlich treten im Leben eines jeden Menschen neue Situationen auf, aber sie sind meistens nicht vollständig neu. Einige Vorerfahrungen können übernommen werden, nur die Teile, die tatsächlich neu sind, müssen neu abgetastet, definiert und das Verhalten darauf eingestellt werden.

Die Soziologie spricht in diesem Zusammenhang von einer Konstruktion der Wirklichkeit. Jeder einzelne trägt zu dieser Konstruktion bei, er definiert sie mit, er trägt zu ihrem Erhalt bei. Denn was jeder einzelne für wirklich hält, hat Auswirkungen auf sein Denken und Handeln und wird damit auch Wirklichkeit. Die gesellschaftliche Wirklichkeit ist ein Produkt des von Menschen untereinander abgestimmten, aufeinander bezogenen Verhaltens.

Auf diesem Prinzip basieren alle gesellschaftliche Handlungen der Individuen. So sind beispielsweise Institutionen gesellschaftlich eingerichtete Stellen, die Aufgaben der Gesellschaft übernehmen, entweder für alle oder für einen größeren Teil der Mitglieder der Gesellschaft. Die Mitglieder der Gesellschaft erachten die Einrichtung dieser Institution für notwendig mit dem Hintergedanken, dass damit das Individuum wiederum entlastet wird.

Aber nicht nur über Institutionen definieren sich Gesellschaften. Auch andere Prinzipien sind am Aufbau einer Gesellschaft beteiligt. So spielt das Volk der Tangu auf Neu-Guinea ein Spiel mit der Bezeichnung „taketak“. Dieses Spiel endet nicht nach einer festgelegten Spielzeit sondern dauert so lange, bis es unentschieden steht[3]. Die Kultur dieses Volkes misst dem Konkurrenzprinzip nicht den Stellenwert bei, wie es beispielsweise in westlichen Gesellschaften der Fall ist. Auf diese Art und Weise entsteht soziologische Kultur.

Damit diese Konstruktionen gelingen, sind Interaktionen, d. h. Wechselbeziehungen der Individuen untereinander erforderlich. Ohne diesen Austausch sind die schönsten Ideen nutzlos, sie müssen von anderen Mitgliedern der Gesellschaft geteilt und angenommen, akzeptiert werden. Diese Interaktionen stabilisieren dann die Wirklichkeit, wenn sie akzeptiert werden und destabilisieren sie, wenn sie nicht mehr akzeptiert werden. Im Gefolge daran werden Normen und Werte meistens angepasst. Sie hinken der gesellschaftlichen Entwicklung und damit der Wirklichkeit mit mehr oder weniger großer Verzögerung hinterher.

Die Soziologie nennt diesen Vorgang Ojektivierung. Die Wirklichkeit ist voll von solchen Objektivationen. Sie werden nicht mehr tagtäglich auf ihre Notwendigkeit reflektiert, sie werden als real aufgefasst, sie spielen sich einfach ab. Die Wirklichkeit ist sogar erst durch diese Objektivationen real. Und bei der Weitergabe an andere Generationen werden diese Objektivationen internalisiert, verinnerlicht. Sie gehen in „Fleisch und Blut“ über, und zwar so lange, wie sie sich im gesellschaftlichen Leben bewähren, sie gebraucht werden. Gesellschaftliche Veränderungen gehen also langsam und sukzessiv vonstatten. „Brüche“, also abrupte Übergänge, sind eher selten. Obwohl auch diese vorkommen. Der Fall der Mauer hatte nicht nur für Bürger der ehemaligen DDR erhebliche gesellschaftliche Auswirkungen.

---

[3] Joas, Hans (Hrsg) 2001, S. 72

Ein ganz bedeutsames Instrument, das zu diesen Objektivationen beiträgt, ist die Sprache. Sprache vermittelt die Sinnhaftigkeit von Tun und Handeln und bildet die Grundlage dafür, dass Objektivationen gebildet werden können. Sprache ist das Vehikel, mit dem ein Austausch vorgenommen werden kann, über einen vorhandenen Sinn oder Unsinn diskutiert und in Frage gestellt werden kann. Über argumentatives Auseinandersetzen kann Einsicht in die Notwendigkeit einer Objektivation transportiert werden. Aber Sprache kann nicht nur in einer solchen Face-to-Face-Situation dieser Vermittlungsfunktion nachkommen. Sprache ermöglicht es nämlich darüber hinaus auch, Abstraktionen vorzunehmen, z.B. über Ereignisse und Phänomene zu sprechen und damit zu thematisieren, die nicht gegenständlich sind. Sprache kann z.B. Gefühle ausdrücken, über Vergangenes und Zukünftiges reflektieren, fremde Auffassungen wiedergeben usw. Sprache wird damit zum zentralen „Übersetzungsprogramm" für alle Dinge auf dieser Welt, die sonst nicht ausdrückbar wären, wenn man z.B. auf Dinge oder Sachverhalte eingehen möchte, die nicht dinglich und konkret sind. Sprache vermittelt in beide Richtungen: Dinge, Sachverhalte, Ereignisse werden mit Begriffen belegt. Damit werden diese Dinge, Ereignisse und Sachverhalte für den Mensch definiert. Nach der Definition sind diese Dinge, Sachverhalte und Ereignisse wieder reproduzierbar, d.h. der Mensch kann mit Hilfe eines Begriffs auf diese Sachverhalte und Ereignisse wieder verweisen, ohne dass etwas neu definiert oder mühselig erklärt werden und dieses Ding oder der Sachverhalt in der jeweiligen Situation „anwesend" sein müsste. Damit ist Sprache von der konkreten Situation ablösbar, die Sprache kann in anderen ähnlichen oder gleichen Situationen erneut verwendet werden. Damit wird etwas gesellschaftlich anerkannt und folglich real. In einer konkreten Situation kann Sprache folglich mit einiger Berechtigung abtastenden Bezug auf diese konkrete Situation nehmen: was ist an Vorwissen vorhanden, was muss geklärt werden? Unterstellte Vorbedingungen werden überprüft. Gibt es Klärungsbedarf, kann Sprache mit einer weiteren Berechtigung auf vorherige Situationen Rückgriff nehmen und Problematiken thematisieren und lösen helfen? Im Er-

gebnis wird die Situation durch den gemeinsamen Vorwissensbestand und die geklärten Restposten stabilisiert.

Zu diesen Kunstprodukten, die objektiviert sind, gehört die Sprache selbst. Auch sie muss von den Gesellschaftsmitgliedern akzeptiert werden, damit sie ihrer Funktion entsprechen kann. Dies ist besonders an den Veränderungen der Sprache nachzuvollziehen. Vor einigen Jahren hat die Gesellschaft für deutsche Sprache versucht, ein Wort zu kreieren, das denjenigen Zustand ausdrücken soll, wenn ein Mensch genügend getrunken hat. Wenn ein Mensch genügend gegessen hat, bezeichnet man dies mit dem Begriff „satt". Aber was sagt man, wenn ein Mensch keinen Durst mehr hat? Daraufhin wurde versucht, die Wortschöpfung „sitt" einzuführen. Sie konnte sich allerdings nicht durchsetzen; sie fand keine Akzeptanz. Andererseits ist derzeit eine Sprachwendung sehr häufig insbesondere unter jungen Menschen feststellbar, die dagegen rasche Verbreitung gefunden hat: „nicht wirklich".

Die Sprache dient soziologisch gesehen zunächst einmal ganz wesentlich zur Verständigung untereinander. Mit Sprache werden subjektive Erlebniswelten, die Lebenswelten, miteinander in Beziehung und möglichst zur Übereinstimmung gebracht. Die unterschiedlichen Lebenswelten müssen verhandelt werden, sie werden mit Hilfe der Sprache gegenseitig abgeklopft, auf Übereinstimmungen getestet und entsprechend justiert. Die Sprache soll die Grenzen der „sechs Milliarden Welten" überwinden und die Grundlagen einer – wenn auch nur bruchstückhaften – Gemeinsamkeit herstellen.

Über die Sprache definiert sich auch z.B. die Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft. Wenn man deutsch spricht, gehört man zu einer bestimmten Gruppe. Spricht man dabei noch mit dialektischen Einschlag, so gehört man z.B. zu der Teilgruppe der Schwaben. Und damit erkennt auch ein Außenstehender wiederum bestimmte Bezüge zu den soziologischen Objektivationen des Sprechers. Die Sprache „verrät" etwas über die jeweilige Lebenswelt und damit über das Denken. So werden innerhalb einer Gesellschaft Begrifflichkeiten benutzt, die ei-

ne bestimmte Bandbreite von Sinnzusammenhängen umfassen. Als Mitglied der Gesellschaft „Bundesrepublik Deutschland“ hat man z.B. über den Begriff „arm“ innerhalb einer Bandbreite eine bestimmte Vorstellung von diesem Begriff und auch andere Mitglieder der Gesellschaft Bundesrepublik Deutschland bewegen sich innerhalb dieser Bandbreite, wenn sie den Begriff „arm“ verwenden“. Die Gesellschaftsmitglieder teilen diese Bandbreite. Für Mitglieder anderer Gesellschaften aber hat der Begriff „arm“ möglicherweise eine ganz andere Bandbreite, die sich mit der Bandbreitenbedeutung innerhalb der bundesrepublikanischen Gesellschaft nur minimal überschneidet. Wenn man zu einem Straßenjungen der „Sao-Paulo-Gesellschaft“ sagt, man sei arm, schaut dieser Junge vielleicht nur verwundert. Der Deutsche hat Schuhe, Hose und Jacke an und sieht auch nicht hungrig aus. Und er bezeichnet sich als arm?

Damit dürfte deutlich werden, welchen Ansatz das narrative Interview verfolgt: benutzt ein Interviewter das Wort „arm“ in seiner Erzählung, so bekommt man Einblicke in die „Welt des Interviewten“; man kann sich vorstellen, was der Interviewte z.B. unter arm versteht. So gewinnt man Einsichten nicht nur in die persönlich-subjektive Welt des Interviewten sondern auch aus der sozialen Umwelt, aus der der Interviewte stammt oder aus der er erzählt. Die Art und Weise der Erzählung lässt Rückschlüsse über die soziologische Kultur des Interviewten zu.

4. Einsatz des narrativen Interviews

Das narrative Interview ist ein Verfahren, dass diese Selbstoffenbarungskomponente des Erzählenden ins Blickfeld nimmt. Die Aufmerksamkeit richtet sich also nicht so sehr auf die Inhalte der Erzählung, sondern auf die mit der Erzählung verbundenen Bezüge, die der Erzählende zu dem erzählten Ereignis herstellt und damit über seine Einordnung in die Ereignisse. Durch bestimmte inhaltliche und stilistische Erzählmittel bringt der Erzählende zum Ausdruck, von welchem räumlichen, sozialen und emotionalen Standpunkt aus er die Ereig-

nisse wahrgenommen hat und welche inneren Zustände er dabei durchlief. Dabei wird der Erzählende viele dieser Stilmittel unbewusst einsetzen. Wenn z.B. der Erzählende während des Erzählvorganges auf Unbewusstes stößt, so treten einerseits Schwierigkeiten und auch Lücken in der Erzählabwicklung auf. Dies kann sich z.B. in Stockungen während des Redeflusses äußern. Andererseits werden aber auch während des Erzählvorganges Ausblendungen und Abfälschungen zu bearbeiten sein. Dies können Ereignisse sein, die der Erzählende mit seinem persönlichen Bewertungssystem nicht in Übereinstimmung bringen kann oder für ihn nicht akzeptabel sind und ähnliches mehr. Auch dies wird sich im Erzählfluss äußern, es treten dann Stockungen, beschwörende Wiederholungen oder Selbstkorrekturen im Redefluss auf.

Entscheidend bei der Auswertung narrativer Interviews ist es, die möglichen Interpretationen des Erzählmaterials so vorzunehmen, dass die subjektive Erlebniswelt des Erzählenden nachvollzogen wird.

Im Rahmen einer nachrichtendienstlichen Befragung ist die Anwendung der Technik des narrativen Interviews sehr beschränkt. Die Anwendung dieser Methode als wissenschaftliches Erhebungs- und Auswertungsinstrument setzt unter anderem voraus, dass eine detaillierte Aufzeichnung des Erzählvorganges erfolgt, d.h. erst eine Bearbeitung des Erzählvorganges im Nachhinein bietet Ansätze für eine intensive Interpretation des Materials. Diese Aufzeichnungsmöglichkeiten entfallen im Rahmen einer nachrichtendienstlichen Befragung in aller Regel. Dennoch kann die Kenntnis und das Verständnis dieser Methode, die aus den Sozialwissenschaften stammt, begleitend als zusätzliches Instrument zum Einsatz kommen. Es können sich nämlich im Rahmen einer Fokussierung auf die narrativen Elemente bereits während des Gesprächs beispielsweise versteckte Hinweise auf die Intentionen oder sogar Hinweise auf versteckte Probleme des Gesprächspartners ergeben, die entweder durch Nachfragen während des Gesprächs oder in einem der folgenden Gespräche thematisiert werden können.

Unbewusst und ansatzweise setzen Nachrichtendienstmitarbeiter offenbar dieses Verfahren, ohne von deren Existenz zu wissen, bereits ein: dies würde die eingangs erwähnte besondere Eignung, Lügenmerkmale eher als andere Berufsgruppen zu erkennen, erklären. Sie achten offenbar auf Signale und Inhalte, die „neben der Spur“ ablaufen. Dies bedeutet aber nicht, dass im Umkehrschluss das narrative Interview eine spezielle Methode sei, Lügner zu entlarven. Es geht lediglich darum, Hinweise auf den Erzählenden zu bekommen, über deren Zusammenhang er sich selbst nicht vollständig im klaren ist. Das narrative Interview will „Marker“ in der Erzählung ausfindig machen und in einen sinnvollen Kontext stellen.

Diese möglicherweise unbewusst eingesetzte „Technik“, über die vermutlich jeder Mensch in rudimentärer Weise verfügt, lässt sich mit entsprechenden Übungen verfeinern. Allerdings sind wissenschaftlich vollwertige Auswertungsergebnisse nicht zu erwarten, da keine Aufzeichnungen der Gespräche erfolgen.

5. Vorgehensweise beim narrativen Interview

In den Sozialwissenschaften stellt sich der Ablauf eines narrativen Interviews wie folgt dar: Zunächst wird mit dem Erzählenden das Thema ausgehandelt. Dabei muss es sich um ein Thema handeln, dass „Geschichtencharakter“ hat, d.h. der Vorgang muss erzählbar sein. Außerdem muss der Erzählende ein Interesse haben, diese Geschichte zu erzählen. Der Befrager kann dem Erzählenden behilflich sein, in dem er mit ihm das Thema gemeinsam festlegt. Dabei sollte möglichst bis dahin der Erzählende noch keine andere Gelegenheit gehabt haben, über diese zu erzählende Geschichte zu berichten. Es sollte sich also um die **erste** Wiedergabe des Ereignisses durch den Erzählenden handeln. Wenn der Erzählende dann mit der Wiedergabe der Geschichte begonnen hat, sollte durch den Befrager keinerlei Unterbrechung erfolgen. Der Erzähler sollte vollständig frei Gelegenheit haben, seine

Geschichte auszubreiten. Der Befrager hat währenddessen aber die Aufgabe, intensiv den Ausführungen des Erzählers zuzuhören. Dabei ist es ihm höchstens erlaubt, bestimmte Aufmerksamkeitssignale, wie z.B. „hm, hm“ und ähnliches, zu senden, um damit dem Erzählenden seine Empfangs- und Aufnahmebereitschaft zu dokumentieren. Keinesfalls dürfen Interventionen durch den Befrager erfolgen, die zu einer Neu-Thematisierung und damit von einer Ablenkung des Erzählenden führen könnten. Erst wenn der Erzählende durch eine eindeutig formulierte Schlussbemerkung, wie z.B. „*Tja, das war eigentlich alles*“, deutlich macht, dass damit das Thema für ihn abgeschlossen ist, darf der Befrager wieder aktiv werden. Erst jetzt kann der Befrager auf Einzelaspekte der Erzählung eingehen und gezielte Nachfragen stellen, z.B. „*Wie war das genau mit dem Zwischenfall auf der Toilette?*“ Diese Nachfragen sollen dazu geeignet sein, eine kleinere Teilgeschichte zu erzählen. Wichtig ist auch dabei, dass der Erzählende Gelegenheit bekommt, diese Teilgeschichte möglichst ungestört zu rekonstruieren. Auch hier wird der Erzählende eine Endmarkierung setzen als Hinweis darauf, dass aus seiner Sicht damit diese Teilfrage beantwortet ist. In einem dritten Schritt kann nun der Interviewer Bezugsfragen zu der Geschichte, zu den beteiligten Personen in dieser Geschichte und die Verwicklung des Erzählenden in diese Bezüge stellen, z.B. „*Was war das denn für eine Frau vor der Toilette?*“

In einem letzten Schritt kann nun der Befrager mit dem Erzählenden Einzelaspekte und ggf. Widersprüche und ähnliches mehr abarbeiten: „*Sie sagten, das ganze habe sich im Vorraum der Herrentoilette abgespielt. Wie kam denn die Frau in den Vorraum der Herrentoilette?*“

Die Beteiligung des Erzählenden am Ereignis hat in aller Regel zur Folge, dass der Erzählende auch in das Geschehen in irgendeiner Weise verwickelt war. Dies kann z.B. emotional der Fall gewesen sein, in dem er Begünstigter oder Leidtragender des Geschehens geworden ist. Dies hat zur Folge, dass der Erzählende während seiner ersten Erzählung noch keine Distanz zu dem Geschehen aufbauen kann. Daher können auch Erinnerungen an das Geschehen und damit auch die

Darstellung des Geschehens dem Erzählenden möglicherweise sehr schwer fallen. Die selbstständige Erzählung, der „Erzählzwang“, sollen nun dabei helfen, dass der Erzählende über diese Hürden des Sich-Erinnern-müssens hinwegkommt. Hierzu ist von entscheidender Bedeutung, dass das erzählte Ereignis Geschichtencharakter trägt, d.h. es muss einen zeitlich-prozesshaften Ablauf aufweisen.

Ein wichtiges wissenschaftliches Erkenntnisinteresse des narrativen Interviews ist darin zu sehen, dass diese Erzähldarstellungen Einblick in die sozialen Strukturen und Prozesse des Erzählenden und dessen Bezugsgruppen liefern.

Wie bereits erwähnt, wird eine solches Gespräch in der wissenschaftlichen Forschung methodisch aufgezeichnet und erst im Nachhinein analysiert. Aber auch wenn diese Möglichkeit nicht gegeben ist, können narrative Elemente der Erzählung vor Ort, schon während des Gesprächs, registriert und analysiert werden.

Dies soll an einem kleinem Beispiel verdeutlicht werden. Wie bereits erwähnt, drückt die Stegreiferzählung auch etwas über die inneren Zustände des Erzählenden aus. In ihr spiegelt sich der „Seelenzustand“ des Erzählenden. Dies kann sich z.B. dadurch ausdrücken, dass eine „Verwirrung“ des Erzählenden hinsichtlich seines inneren Erlebens einer Situation auf die Schilderung der äußeren Zustände übertragen wird. Die Verwirrung des Erzählenden darüber, dass er längere Zeit nicht bemerkt hat, dass er irrtümlich auf die Damentoilette geraten ist, kann dann darin ihren Ausdruck finden, dass seine Darstellung über die tatsächlich räumlichen Verhältnisse der gesamten Toilettenanlage unübersichtlich wird:

> *„Also, die Toilette war sehr nobel und weitläufig, nein: ist immer noch, ne. Vorne stehen sogar schwere Sessel und dicker Teppich. Der ganze Raum hat fünf Räume. Eigentlich sind´s ja nur vier. Aber das merkt man erst später. Also der erste Raum, der wo man rein kommt, der ist der Vorraum. Und in dem Vorraum ist kein Schild. Man weiß also nicht, wo man hin muss, wenn man mal muss. Erst in dem zweiten Vorraum ist ein*

Symbol für Frauen. Also bin ich da dann in den anderen Raum gegangen.“

Die Art der Darstellung innerhalb der Steigreiferzählung macht es für den Erzählenden notwendig, den Erzählfluss aufrecht zu erhalten, d.h. er wird hierdurch gezwungen, die geschilderten Situationen so zu beschreiben, wie er es einerseits erlebt und andererseits meint, wiedergeben zu müssen, damit sein Gesprächspartner ihn versteht. Er entscheidet über die Tiefe seiner Darstellung. Die Erzähldarstellung in dem vorstehenden Beispiel soll möglichst so ausfallen, dass der Erzählende vielleicht darum herumkommt, seinen Irrtum eingestehen zu müssen. Die Darstellung über die räumliche Situation soll so indifferent ausfallen, dass der Gesprächspartner sich kein hundertprozentig genaues Bild hierüber machen kann. Dies erlaubt es dem Interviewten, sein Gesicht zu wahren und vielleicht, wenn er denn im weiteren Verlauf des Gesprächs gezielt auf diesen Umstand doch noch angesprochen wird, die Botschaft vermitteln zu können, dass sich angesichts der räumlichen Situation beinahe jeder dort vertan hätte und zwangsläufig auf die Damentoilette geraten wäre. Damit wird sein Verhalten nicht nur erklär- sondern auch entschuldbar. Mit der Art der Darstellung hält er sich alle Türen offen, die es ihm einerseits ermöglichen, den Sachverhalt seinem Gegenüber zu erklären, andererseits aber, für den Fall, dass diesem die Widersprüche zu auffällig werden und er diese thematisiert, sich auf diese Widersprüche zu berufen und für sein Verhalten verantwortlich zu machen. Der soziologische Selbstoffenbarungsaspekt besteht in diesem Beispiel darin, dass es für den Erzählenden mehr als peinlich war, in die Damentoilette geraten zu sein.

Es sollte einem aufmerksamen Zuhörer bereits während der Schilderung über die räumliche Situation der Toilettenanlage der Verdacht kommen, dass die vermeintlich unübersichtlichen Verhältnisse den Erzählenden in die falsche Toilette geführt haben.

6. Literaturübersicht

Abels, Heinz; Stenger, Horst. (1984) Hagen. Grundkurs Soziologie. unveröffentlichtes Studienmaterial der Fernuniversität Hagen. Kurs 3185

Arbeitsgruppe Soziologie. (1992). Denkweisen und Grundbegriffe der Soziologie. Frankfurt/M. Campus-Verlag. 10. Auflage

Glinka, Hans-Jürgen (1998). Das narrative Interview. Weinheim. Juventa-Verlag

Grünbein, Durs (2003). Hamburg. Interview in: Spiegel-Special. Die Entschlüsselung des Gehirns. Nr. 4/2003. S. 103

Joas, Hans (Hrsg). (2001). Lehrbuch der Soziologie. Frankfurt/M. Campus-Verlag. 7. Auflage

Litzcke, Sven Max (2003). Nonverbale Lügen- und Machtmerkmale in: Litzcke, Sven Max (Hrsg). Nachrichtendienstpsychologie 1. Beiträge zur inneren Sicherheit, Nr. 21. Brühl. Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung, S. 137 ff

Luckmann, Thomas. (1986). Grundlagen der Soziologie: Strukturen sozialen Handelns. Hagen. unveröffentlichtes Studienmaterial der Fernuniversität Hagen. Kurs 3764

Schütze, Fritz (1987). Hagen. Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I, unveröffentlichtes Studienmaterial der Fernuniversität Hagen, Kurs-Nr. 3755